Schattenspiele.

Von

Carl Gottlob Cramer,

Verfasser des Erasmus Schleicher,

und Andern.

Leipzig.
1801.

00
G. u. 3150

Schattenspiele.

Von

Karl Gottlob Cramer.

A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Das
Götterstündchen am Camin.

Ein Familiengemälde.

I.

Eingang.

Der melancholische Winter war schon wieder da. Verödet lag das Gärtchen am Fuß des alten, finstern Schlosses. Die schönen Blumenfelderchen waren überschneit; streifenweiß schimmerte nur das ewige Grün des krausen Buchsbaums, der die Beete umkränzte, aus der Winterdecke vor. Die hohen Kastanienbäume auf dem geräumigen Schloßhofe waren entlaubt, und starrten, wie schwarze, dürre Ruthen gegen Himmel. Nur die alte Eiche am Thorwege zeigte noch die welken Ueberreste ihrer ehemahligen Sommerpracht; aber auch sie ließ allmählig ihr röthliches Laub fallen.

Der alte Major von Hutten mußte nur

das Zimmer hüthen. Seine Spaziergänge waren eingestellt, und doch war er ein leidenschaftlicher Spaziergänger, ungeachtet seines hölzernen Fußes. Er konnte nicht mehr nach alter, lieber Gewohnheit seinen Garten durchstreifen, nicht mehr seiner schönen Nichte Amalie helfen die Blumen pflegen, begiessen, oder umpflanzen, oder heilen, wenn sie kränkelten, denn Amalie war eine große Blumistin.

Er war herzlich ungehalten auf den bösen Winter, und konnte er anders? Auf seinem Rittergute wars so still, so einsam, als wärs auf einer Insel im Südmeer, weit abgesondert von der übrigen bewohnten Welt. Comödien, Opern, Redouten, Pikkeniks, Kränzchen, Assembleen, und dergleichen städtische Panazeen wider die Winterlangeweile fehlten in seinem Dorfe. Die Jagd hatte er an einem Nachbar verpachtet, weil sein Stelzfuß durchaus die Jägerei nicht lernen wollte.

Seine Schwester, die verwittwete Frau Geheimeräthin, eine geistreiche, fromme Dame, und Amalie, die schöne Nichte von beiden, waren außer ihm die Hauptpersonen im Schloße, und schon seit Jahr, und Tag seine Gesellschafterinnen. Aber der arme Ma-

jor fand sich, so sehr er auch beide liebte, und von ihnen wieder geliebt wurde, wenig geholfen. Zwar ließ sichs Stundenlang mit den lieben, beiden Weibern schwatzen, aber man schwatzt sich doch endlich müde.

Die Tage ließen sich zur Noth noch so hinleben, denn sie waren kurz — aber die Abende!

Morgens um halb neun Uhr war die Frühstücksstunde. Der Kaffee wurde in den milchweißen Porzellainkannen aufgetragen. Amalie stopfte dem Onkel die Meerschaumpfeife, inzwischen er in seinem rothen, damastnen Schlafrock gewickelt, auf dem Sofa lag, und nach dem gehabten Träumen fragte, und die Tante jedem die Tasse füllte. Dann wurde geheimer Familienrath über die Ordnung des Tages gehalten.

Unterdessen nachher die Damen ihre Toilette, und die Wirthschaft bis zur Mittagsstunde besorgten, rauchte der alte Major auf seinem Lehnstuhl am Caminfeuer ein Pfeifchen nach dem andern, und las dabei Zeitungen, Intelligenzblätter aus allen Hauptstädten des heiligen römischen Reichs und Reisebeschreibungen, oder einen Robinson — das war so seine Lieblingslektüre.

Dann speiste man zu Mittag. Dieß wichtige Geschäft füllte gewöhnlich zwei Stunden aus. Der Tisch wurde abgedeckt. Die Tante und Nichte setzten sich ans Fenster, strickten, und lasen dabei ein Buch; sahen zuweilen durchs Fenster draussen den Wind die Schneeflocken wirbeln, oder die Dächer fegen, oder freuten sich, wenn ein kirrer Sperling sich aus dem Sturm aufs Blumenbrett rettete, und dort seine Federn mit dem kleinen Schnabel ausstreifte.

Der Onkel hatte indessen auf dem Sofa sein beliebtes Verdauungsschläfchen. Wenn er erwachte, dampfte der Kaffee schon vor ihm; eine Parthie l'Hombre oder Whist wurden arrangirt, wozu sich gewöhnlich Herr Eichberg, der neue Pfarrer des Dorfes, ein junger, liebenswürdiger Mann einstellte.

Herr Eichberg war der Liebling der kleinen Familie; noch unverheurathet, und darum der tägliche Gesellschafter des Majors. Er schien ein Glied der Familie zu seyn, so vertraut war er mit allen. Der Onkel erhob sich nicht eher vom Sofa, die Tante goß nicht eher den Kaffe ein, Malchen verließ nicht eher ihren Sitz am Fenster, bevor Eichberg nicht ankam.

Doch auch das Kartenspiel ermüdete. Gewöhnlich blieb man nur am l'Hombretisch bis zur Dämerungsstunde. Dann setzte man sich an den Camin und plauderte. Amalie spielte auf dem Fortepiano, und Eichberg behorchte sie, oder sang wohl mit ihr.

Aber, o weh! als es nun immer mehr Winter wurde, und Tantchen schon Nachmittags um vier Uhr die Lichter auf den Tisch setzen ließ!

2.

Das Steckenpferd.

Der Onkel verschwieg seine Klagen nicht. Er wurde immer mißvergnügter. Jeder strengte Erfindungsvermögen an, ihm Zeitvertreib zu verschaffen, aber alles umsonst.

„Ich habe einen Einfall!" rief er einst, als er vom Mittagsschlummer die Augen aufschlug. Herr Eichberg saß schon am Fenster beim Fräulein Amalie, und die Tante

war eben im Begriff, den Zucker in die Tassen zu werfen.

„Ha! willkommen, lieber Prediger! — Malchen, hörst du? stopf mir die Pfeife! — Ich habe einen Einfall und kanns ja thun, dann ist uns allen geholfen.“

Jeder war auf des Onkels Einfall neugierig. Man setzte sich um den Kaffeetisch, und horchte mit gespannter Erwartung.

„Kinder!“ fuhr der Major fort;“ jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und wer kein Steckenpferd hat, hat kein Herz, keinen Funken Gefühls. Das behaupt' ich, und könnt' ich beweisen, wenns mir jetzt darum zu thun wäre. — Aber thut mir den Gefallen, und setzt mir den Tisch mit den Karten, uud Zahlpfennigen auf die Seite. — Was ich euch vorzutragen habe, ist von der größten Wichtigkeit. Wir müssen darüber umständlich Rath halten, ohne Zerstreuung, Jeder soll seine Meinung darüber sagen; aber am Ende müßt ihr mir Recht geben!“

Man rückte den Spieltisch in den Winckel. Der Major zündete die Pfeife an; Malchen hielt ihm dazu den brennenden Wachsstock; Tantchen rührte mit dem silbernen Zu-

ckerlöffel den Kaffe des Herrn Pfarrers um, und Eichberg erwartete lächelnd, mit unter-geschlagenen Armen den Vortrag des Majors.

„Ein Mensch, ohne Steckenpferd, ist ein gefährlicher Mensch!" so erhob der Onkel seine Rede:

„Ich möchte ihm nicht meine Hand, geschweige einen Kuß, geschweige mein Herz geben. Auf dem Steckenpferde lernt man reiten, man gewöhnt sein Herz zur Liebe, zur Vertraulichkeit, und wer sein Steckenpferd liebt, kann auch Menschen lieben. Man weiß mit ihm zu sprechen, ihn zu fassen, sein Vertrauen zu gewinnen. — Er hat Stätigkeit, und Selbstständigkeit, ist kein Horcher, kein Echo, kein Schmetterling, kein Mantelträger, kein Heimlicher. — Am Steckenpferde erkennt man den Mann. Ist das Pferd gut, so schwör ich euch, ist der Reiter noch besser; taugt's Roß nicht, so ist der Mann noch schlimmer. Das ist mein Symbolum!"

Der Herr Pfarrer neigte sich lächelnd, und gab damit seine beifallende Meinung.

„Mit Einschränkungen!" rief die Tante.

„Ja, und die Einschränkungen sind dein Steckenpferd, Schwesterchen, womit du mir

immer quer in den Weg reitest!" versetzte der alte Major.

Tante. Ich meine, man muß sein Herz nicht zu sehr an etwas Zeitliches binden; das Lostrennen schmerzt sonst zu heftig. Das Ewige allein macht eine Ausnahme, denn es bleibt ewig. Hänget euch nicht an den Mammon dieser Welt.

Onkel. Freilich das setz' ich voraus. Man muß nicht über das Steckenpferd das Lebendige vergessen, nicht über das Lernen die Handlung, über das Bild die Wirklichkeit. Nicht so lieber Pfarrer? und du Malchen hast doch auch nichts dawider einzuwenden? du hast ja auch dein Steckenpferdchen.

Amalie sah lächelnd ihren Nachbar Eichberg an, und sagte: Onkelchen, Sie meinen die Blumen!"

Onkel. Zur Sache, Kinder. Meine Grille kennt ihr alle, aber sie ist kostbarer, wie jede der eurigen. Du, Schwester, könntest dir Kanarienvögel, und Andachtsbücher kaufen, so viel du liebst, wenn dir deine Einschränkungen nicht noch lieber wären. Du Malchen, hast im Sommer, und Winter deine Blumenfreude. Unser lieber Pfarrer kann

auf den Kirchthurm gehn, und die Sterne durchs Rohr besehen, wenn er will. Aber ich? Seitdem ich alle meine Robinsone, und Seefahrten durchgelesen habe, muß ich schmachten. Der Buchhändler in Berlin kann mir keine mehr schicken, die ich nicht schon besäße, und zweimahl durchgelesen hätte. — Und ich gesteh' es; ein einziger, neuer Robinson würde mich den ganzen Winter hindurch erquicken. — Und seht ihr, Kinder, das ists, das fehlt mir.

3.

Apologie der Robinsone.

Der Major seufzte bei diesen Worten aus dem Innersten, und trank seine Schale aus. Malchen hohlte ihr Strickzeug vom Fenster, denn sie wußte zu gut, daß dieß Gespräch nicht sobald schließen würde, da der Onkel einmahl auf seinem Steckenpferde saß. Die

Tante zog die Tassen heran, und goß vom neuen ein.

Eichberg. Aber warum gerade Seefahrten, und Robinsone! Wir sind jetzt reich versehen mit tausend andern unterhaltenden Schriften.

Onkel. Herzenspfarrer, fragen Sie doch nicht; warum? — Warum naschen die Bienen so gern aus den Blumen, und nicht von den Tannzapfen? warum gehen die Fische nicht in der freien Luft spatziren! warum liebt unser Stubenhündchen weder Aepfel, noch Birnen, weder Weintrauben, noch Melonen! Dafür kann ja Niemand. Man liebt, was man muß. Das hat die Natur gethan.

Tante. Du willst sagen, Gott. Ehre, dem Ehre gebührt.

Onkel. Ich las es mir gefallen. Aber bei allen dem muß ich nun schmachten. Sehen Sie, das ist so ein Vergnügen von ganz eigener Art, seinen Robinson in der Hand, mit ihm durch die Herrgottswelt zu gehn. — Versteht sich im Geiste! — Ein Vergnügen aller Vergnügen ists; — die Welt hat keine Lust, welche nicht in der Lust der Robinsonslektüre sich wieder findet, wie ein Strom im Weltmeere. —

Denken Sie sich, der Junge hat Verdruß in Europa; er sehnt sich vom festen Lande hinweg, wo die Menschen ungetreuer sind, als die Wellen des Meeres. Er überliefert sich dem Ozean; Sonnenschein und Stürme wechseln, wie im Leben. — Herr, ich habe oft's Buch hinweggeworfen vor Freude, wenn ich meinen Mann auf dem einsamen Ozean sah. Ich rauchte zwei Pfeifen, sprach kein Wort, und schwamm immer in den unendlichen Gewässern, sah bald ein Schiff schweben am fernern Horizont, bald ahnete ich unbekannte Eilande in den zerfließenden Gewölken. Dann nahm ich nach drei viertel Stunden mein Buch wieder zur Hand, und segelte weiter. — So lieb ichs. Wer glücklich seyn will, muß den Kelch der Freude nicht mit einem Zug leeren, sondern lange sparen, lange nippen; und wer die unausweichliche Noth vor sich sieht, muß nicht zaudern, nicht Zeit sparen, sondern sich ihr rasch entgegen werfen. Denn die Freude ist nur reitzend, und die Noth nur schrecklich, so lange wir beide noch erwarten. So ist mein Symbolum! Und so was lernt man nur aus den Geschichten der Seefahrer.

Eichberg. Auch ich lese sie gern.

Onkel. Dann so eine Bataille zur See mit den Ungläubigen! Herr ich weiß, wie's im Kugelpfeifen und Kanonendonner thut, — o die Kugel nahm mir diesen Fuß zu früh, sonst stånd ich jetzt noch gegen die Franzosen am Rhein! — Und dann geentert, rasch aufs Verdeck gesprungen, und den halben Mond niedergerissen von den Masten, bei Pulverdampf und Säbelklang. — Und dann vielleicht einen guten Freund erlöst aus der türkischen Sklaverei, und ihm die Fesseln losgeschlagen. — Als ich den Fuß verlor — ich that keinen Schrei, ich gab keine Thräne — aber weinen kann ich wie ein Weib, wenns heißt, ein armer leidender Freund ist erlöst aus den Händen der Barbaren. — Endlich das Reisen, und Bekanntwerden mit den Nationen aller Himmelsstriche, sehn die Unverdorbenheit, Traulichkeit, Schüchternheit, und Einfalt der guten Wilden; das Wandeln in jenen schönen Gegenden, wo ein wärmeres Leben in allen Pflanzen treibt, und die Natur in majestätischer Vollendung wohnt. — O, lieber Pfarrer, um Gott recht lieb zu haben, muß man seine Welt, seine Erde kennen, muß man Reisen der Seefahrer lesen!

Eichberg. Und muß lesen mit Ihrer

Seele,

Seele. So, wie Sie lesen, verschönern Sie Ihren Schriftsteller, und geben ihm mehr, als er Ihnen gab. — Die meisten Robinsonaden. —

Onkel. Das scheint nur so. Schelten Sie mir meine alten Robinsonaden nicht. Sie sind körnicht, und kräftig hingeschrieben, hart und spröde, wie Stahl und Steine zuweilen, aber dann geben sie Feuer. Eure neuen Autoren sind so weich, so süß, so schlaff wie Brei; aber Brei gibt keine Funken! das ist mein Symbolum. — Kurz, ich weiß, du Schwester, und du Malchen, ihr habt beide meinen Geschmack — und darum hab' ich so mein Plänchen gemacht. Wir wollen uns etwas zu Gute thun; wir könnens ja haben.

Amalie. Sagen Sie doch, Onkelchen.

Onkel. Nun hört mich still an. — Ich habe schon einmahl unserm Buchhändler geschrieben, er solle ein Paar Seefahrer- oder Seeräubergeschichten machen lassen, und sie bei seinen Büchermachern bestellen, damit ich für den Winter Zeitvertreib habe.

Eichberg. Und der Buchhändler entschuldigte sich?

Onkel. Freilich, er meinte, so was ginge nicht mehr ab im Handel; er ließe jetzt nur Rittergeschichten arbeiten. Nun kann ich aber die Rittergeschichten nicht ausstehn. Die Ritter sind gröber, dümmer und liederlicher, wie Kerls im Depotbataillon, verhunzen mir die deutsche Sprache; lassen sich von andern, wie Kinder führen, und wenn sie sprechen, meint man, sie wollen dem Himmel die Sterne abreissen, und den Erdball verdrehen. Das sind Gaskonaden. Nun hört! — ich schreibe morgen mit der Post an einen Autor; der soll mir für Geld, und gute Worte, eine neue Robinsonsgeschichte machen. Alle Tage muß er mir einen Bogen voll schreiben, und Abends lesen wir uns das am Camin vor; — das soll ein Fest werden.

Eichberg. Sie werden schwerlich einen Mann dazu finden, und wenn Sie ihn fänden, werden Sie Ihr Geld bereuen.

Onkel. Ei das ist nicht fein von Ihnen, lieber Pfarrer. Da schlagen Sie mir meine junge Hoffnung, meine einzige Hoffnung für den langen Winter nieder, wie Hagel eine junge Saat. — Aber Sie müssens am besten

verstehen, und wenn Sie sagen: es geht gewiß nicht; so gehts nicht.

Eichberg. Es geht nicht.

Onkel. (Verdrießlich) Es geht nicht. Und nun ist alles zu Wasser; und nun gehts den ganzen Winter mit mir nicht. (sich aufhebend) Aber es muß gehn, und wenn ich sage, es muß — dann gehts. Ich sage aber das Muß nicht früher, als ich das Kann weiß.

Tante. Ich wäre noch einmahl vergnügter, wenn dein sonderbarer Wunsch erfüllt würde. Nun, wie denn aber?

Onkel. (Trocken) Ich schreibe mir selbst so ein Buch! — damit ist's vorbei.

4.

Der Bund der Dichter.

Die ganze Familie erstaunte über des Onkels kühnen Einfall. Eine tiefe Stille herrschte sekundenlang beim Kaffeetisch. Malchen

setzte die aufgehobene Tasse wieder nieder, und sah ihren lieben Nachbar fragend an mit ihren großen blauen Augen. Eichberg ergriff des Fräuleins Hand, und seine Miene verrieth, was Malchen — nur allein verstand. Die Tante sah ihren Bruder lange schweigend an; sie drängte den Florstrich ihrer Haube, sanft zurück, und brach die feierliche Stille zuerst mit den Worten: „Aber Brüderchen, wie meinst du das?"

Der Onkel war in tiefes Nachdenken gesunken. Die Stimme der Schwester rieß ihn aus seinen schönen Träumen. Schon sah er mit den Augen des Geistes seine reitzende Schöpfung entstehn — Weltmeere, Corsarenschiffe, Schlachten, Indianer, Schiffbrüche, wüste Inseln schwammen in seiner Phantasie sanft umnebelt und halb kenntlich umher, wie fliehende Gewölke in einem Spiegel. —

„Sieh nur! rief er:" Sieh nur, Schwesterchen, ich habe da in der Bibliothek das große, dicke Buch mit dem weißen Papier, den Folianten im rothen Corduan, mit goldenem Schnitt — ei du kennst ihn ja, hast ihn ja selbst in der Auktion erstanden, und

meintest, er wäre gut für unsere Kornrechnungen. Siehst du, zu Kornrechnungen taugt er nichts; auch wärs Schade um das Buch. Aber wozu soll er mir ungenützt da liegen? — Da schreib ich die Geschichte eines Seefahrers drein. — Nun ganz still! nun laß mich nur machen.

Eichberg. Topp, Herr Major, ich helfe Ihnen! Wir schreiben ein Kapitel um das andere; und das lesen wir uns Abends vor beim Camin.

Der Onkel ergriff des lieben Pfarrers Hand mit fröhlicher Schwärmerei. Seine Augen glänzten im Entzücken bei einer so reitzenden Aussicht in die Zukunft.

„Das soll mir ein Werk werden!" rief der Onkel: „Nun Schwesterchen? —"

Die Tante dachte eben daran, daß, wenn ihr Bruder ein Buch schreiben könnte, sie auch wohl deßgleichen möchte. Madame Beaumont, Madame Laroche, und andere Schriftstellerinnen waren ja nur Frauenzimmer wie sie. Noch mehr, sie fühlte in sich den Beruf zur Dichtkunst. Daß sie ihn in sich trug, bewiesen mehrere geistliche Lieder von ihrer Arbeit. Sie dachte sich jetzt ih-

res Bruders Robinson im Schiffbruch, Noth, und Tod — welch ein Anlas, des Sünders Herz zu Gott zu führen! — hernach seine Rettung, — eine Gelegenheit, die Wunder der himmlischen Vorsehung in ein blendendes Licht zu ziehn. Ihr Herz schlug schneller bei diesen Gedanken, und eine heilige Rührung bemächtigte sich ihrer Seele, die so gut war. — Als der alte Major daher sein:

„Nun Schwesterchen!“ rief, nahm sie diesen Anruf für nichts weniger, als eine Aufforderung, ihre fromme Muse an der Vollendung des künftigen Robinsons mitwirken zu lassen.

„Von ganzem Herzen!“ entgegnete sie, und reichte dem Bruder die Hand: „Was meine Kräfte vermögen, will ich thun. Ich schreibe mein Kapitel dazu, so oft mich die Reihe trifft!“

„Allerliebst!“ rief Eichberg: „das muß ein Meisterstück werden — ein Kind, an dessen Wiege sich alle gute Feen vereinigen, es herrlich auszustatten.“

Amalie sah die dreie Hand in Hand

verbunden. Die allgemeine Begeisterung ergriff auch sie.

„Auch ich will unter den Feen seyn!" rief Amalie, und reichte dem bestürzten Oheim die Hand.

„Kinder!" sagte dieser nach einer Pause, und lief mit den Augen forschend von Gesicht zu Gesicht: „Kinder, treibt ihr Spaß, oder Ernst?" —

5.

Die Rollen werden ausgetheilt.

Es war allen Ernst. Keiner wich, keiner zog seine Hand zurück. Der feierliche Bund war geschlossen, der Oheim ausser sich vor Freude. Er dachte mit frohem Schauder an die Gefahren, in welche er seinen künftigen Helden stürzen wollte, und die Damen freuten sich schon auf alles das Tausend-Gute,

was ihr lieber Robinson von ihnen genießen würde.

Jeder sprach, jeder erzählte, jeder entwarf schon Pläne, und keiner hörte in der Freude auf die Worte eines andern. Man jubelte fröhlich durcheinander, als hätten sie zu gleicher Zeit den Stein der Weisen gefunden; als sollten sie selbst durch den Zauberstab einer guten Fee in diesen Augenblick auf eine der glückseligen Inseln des Südmeers versetzt werden. Man freute sich um seines Selbst willen, und um des lieben Onkels willen, der auf diese Weise mit einemmahle von der Folterbank der Winterlangenweile gerettet war.

Malchen lief, oder tanzte in die Bibliothek, das rothe Corduanbuch mit dem goldenen Schnitt herbeizuhohlen. Der Onkel zündete sein Pfeifchen von neuem an. Die Tante setzte sich wieder auf ihren Stuhl nieder, und ermahnte, den Kaffee auszutrinken, der während der Begeisterungsperiode eiskalt geworden war.

„Aber Herr Eichberg!" sagte der alte hochbeseeligte Major: „in meinem Leben hab ich kein Buch geschrieben. Sagen Sie mir

nur, wirds gehn, wenn so viele Hände an einer Geschichte arbeiten?"

„Es geht gewiß!" erwiederte der Pfarrer lachend.

„So gehts!" — der Onkel.

Das Fräulein erschien mit dem schweren Folianten.

„Welch eine Last, und das Buch ist noch leer!" rief sie.

„Nun setzt euch, Kinderchen! hört mir zu, denn unser großes Vorhaben verlangt allen Ernst. Seht, wenns Buch vollgeschrieben ist, laß ichs drucken, damit wir die Freude nicht allein genießen. Alle Welt wirds lesen." —

Tante. Mit der Einschränkung, alle Welt, die es lesen will.

Onkel. Nun ja, das setz' ich voraus. Wir werden also Schriftsteller. Denkt also, wenn ihr schreibt, fleißig daran, daß ihr nicht für unsere Caminstunde, sondern für eine längere Zeit arbeitet. Ihr werdet Seeleute im großen Gebiete der Geister. —

Tante. Im Reiche Gottes!

Amalie. Im Reiche der Herzen.

Onkel. Seyd nicht unbesonnen mit eu-

rer Saat, wenn ihr euch gute Ernte wün- schet. Prüfet eure Gedanken, eh ihr sie aus- streut — schwinget vorher von den Körnern die Spreu. Leset die Wicken heraus, und was Unkraut gibt. Ein Schriftsteller, der da nichts als Spreu säet." —

Eichberg. Und wir haben der Spreu- säer viel.

Onkel. Sollte erst Dreschen lernen.

Eichberg. Und Drescher bleiben.

Onkel. Wer Unkraut aussäet, ist ein Bösewicht; und wenn das Unkraut auch noch so schöne Blumen trägt, so bleibts doch ein- mahl und in Ewigkeit Unkraut, und verdirbt den gesunden Acker. Solcher schriftstelle- rischer Seemann ist ein moralischer Giftmi- scher.

Tante. Der böse Feind.

Onkel. Und damit ists noch nicht aus. — Wir, die wir jetzt gleich werden den Ar- beitern, die an einem und demselben Pallast bauen. —

Eichberg. Den Göttern Homers, die sich in das Schicksal, und die Begebenhei- ten eines Helden theilen.

Onkel. Sie haben Recht. Schade um

den schönen Einfall, daß er am Kaffeetisch verloren geht.

Tante. Oder in der Vorrede, die Niemand liest.

Onkel. Sie müssen ihn so bei Gelegenheit im unsern Corduanbuche anbringen. Also — ich wollte sagen — Ordnung regirt die Welt. Das ist mein Symbolum. Wir müssen uns in unsere Funktionen theilen.

Eichberg. Sehr billig.

Amalie. Sonst könnte uns der arme Robinson verdrießlich werden.

Onkel. Das wollt' ich nicht sagen. Aber hört mich nur. Ihr müßt mich nicht unterbrechen.

Weil sich unser lieber Eichberg auf die Astronomie und Geographie besser versteht, wie wir alle, und weil man ohne Geographie nicht über Land, und ohne Astronomie nicht über das Meer reisen kann: so übertragen wir unserm lieben Pfarrer die Reisegeschäfte unsers Helden. Also das Hauptfach. Deßwegen müssen Sie auch, lieber Pfarrer, das erste Kapitel schreiben, weil ich nicht weiß, unter welchem Grade nördlicher, oder südlicher Breite unser Held das

Licht der Welt erblickt. Deßgleichen übernehmen Sie das Departement der wüsten Inseln.

Eichberg. Ich bins zufrieden.

Onkel. Was mich betrifft, so werd ich mir Mühe geben, für alle mögliche Donnerwetter, Schiffbrüche, Herbeischaffung der Türken, der Hungersnoth, Gefangenschaften, und dgl. m. zu sorgen. Item liefr' ich allein die Bataillen zu Wasser und zu Lande. Auch dieß ist ein Hauptfach im Robinson.

Tante. Nun mir?

Onkel. Dir, Schwester, übertrag' ich das Hauswesen, die Besorgung der Küche. Ein Dito alle Gebethe und Lieder, die während des Schiffbruchs gebethet, und gesungen werden; deßgleichen wenn du Vögel anbringen willst. Siehst du, Schwester, da hast du genug, wenns gleich keine Hauptsache im Robinson ist.

Tante. Das bitt ich mir aus, Bruder. Es ist ein Hauptfach, für die geistliche und leibliche Nahrung des Helden zu sorgen. Wovon sollt' er leben, und seelig werden, wenn ich ihn verhungern ließe?

Onkel. Ich bins zufrieden. Und dir,

Malchen, was geb ich dir? Nun sieh zu, wenn wir erst auf der unbewohnten Insel sind, daß du dort einen Garten anlegen kannst. Uebrigens kannst du, wenns gleich für den Helden nur Nebensache ist, dich nach einem hübschen Mädchen für ihn umsehn, und ihn ein wenig lieben lassen.

Amalie. (Traurig) Ach, Onkelchen, und die Liebe ist nur Nebensache? — Herr Eichberg, was meinen Sie? Sie haben doch auch Bücher gelesen!

6.

Präliminarartikel.

Eine neue Stille trat nach dieser wichtigen Unterredung ein. Jeder übersann jetzt die Gränzen seiner ihm anvertrauten Macht. Jeder war ein Gott in seiner Sphäre; jeder allmächtig.

Der Pfarrer Eichberg fand die Rollen-

vertheilung sehr weise. Er verglich sich mit dem Merkur, den Major mit dem gerndonnernden Zevs oder Mars, die Tante mit der Minerva, und Malchen — mit welcher anders, als — mit der Venus.

„Wehe, das wird einen Kampf unter den Göttern geben! und wer wird von allen den Sieg davon führen? Der Donner? Die Wahrheit? oder die Liebe? — Ich als Merkur, bin nur eine subalterne Macht, zum Dienst der andern geschaffen," sagte Eichberg lachend.

Tante. Ich hoffe, es wird unter uns Göttern nicht zur Fehde gedeihen.

Eichberg. Wie werden die Weisheit, und die Liebe friedlich beisamen wohnen? Inzwischen freu ich mich meines Amtes. Wenns die Partheien zu arg treiben, führ ich sie, kraft meines Patents, hundert Meilen auseinander.

Tante. Die Weisheit triumphirt zu letzt immer.

Amalie. Aber, Tantchen, aber die Liebe überwindet alles.

Onkel. Kinder, ihr streitet ja schon jetzt! das wird mir schön werden mit dem

armen Robinson. Da wird ihn die eine rechts, die andere links ziehn, bis ich mit einem Donnerwetter dazwischen fahren muß. — Aber Scherz bei Seite. Kinder, die Sache ist zu wichtig. Hier liegt das rothe Corduanbuch. Wie soll unser Robinson heißen?

Tante. Du hast Recht. Der Punkt muß ins Reine geführt werden. Ich halte viel auf einen schönen Nahmen. Auch der Nahme eines Helden muß nicht zur Spreu gehören, sondern Korn seyn. — Der Nahme schon muß einen Gedanken enthalten. Wie mancher Edle ist nicht gestorben für seinen guten Nahmen?

Onkel. Ich nenne ihn Straiton. Kinder, ich bitte euch um alles, laßt ihm den Nahmen; ihr werdet eure Freude daran erleben. Mehr sag' ich nicht. Ich habe geheime, und sehr wichtige Gründe.

Tante. Blos aus Liebe zu dir laß ich ihn unangefochten. Ich finde in dem Worte Straiton übrigens keinen Gedanken.

Amalie. Aber woher der Vornahme? — Er muß doch als ein Christ auch getauft seyn. Ich dächte, wir machten den Onkel, und den Herrn Eichberg zu des kleinen Straitons Pathen.

Onkel. Ich heiße Gotthold Fürchtegott von Hutten. Die beiden Nahmen haben mir schon seit der Taufe nicht behagt.

Eichberg. Ich heiße Johann Robert Eichb . . .

Amalie. O Robert! Robert!

Onkel. Robert! — Ich sage euch, Robert Straiton! — Robert Pierot hieß auch Robert, und ist aus ihm einer der besten Seefahrer, und Robinsone geworden.

Tante. Aber Gotthold ist doch auch ein schöner Nahme. — Robert erinnert mich nur an den abscheulichen Robespierre, das Gegentheil von Gotthold; und Gotthold mahnt mich immer an Gottholds Andachten, eines meiner besten Erbauungsbücher.

Amalie. Tantchen, liebstes, bestes Tantchen, lassen Sie doch den kleinen Straiton nur Robert heißen. Ich bin Ihnen Bürge, aus ihm soll kein Robespierre werden.

Tante. Nun, daß mich meine Ahndungen nicht trügen! Der Mensch hängt mit Sinn und Geist an tausend Kleinigkeiten, die sein Benehmen, seine Handlungsart veranlassen, und darum gibt es in der Welt keine Kleinigkeiten. Alles, was die Schöpfung trägt, und nährt,

ist

ist groß und wichtig. Auch der Nahme, lieben Kinderchen!

Onkel. Schwester, du hast wahrhaftig zuweilen wahre Kerngedanken— schöne Saat! aber weißt nicht mit der Anwendung Bescheid; weißt nicht, auf welches Land Weizen, und auf welches Erdtoffeln?

Eichberg. Spekulative und praktische Philosophie.

Tante. Mit Erlaubniß: der Nahme ist die Physiognomie der Sache. Vom Gesicht schließt man auf die Seele. Man irrt zuweilen, hat zuweilen Recht. — Der Nahme Eichberg! welch ein Gedanke liegt in dem schönen Worte? Ists nicht der starke, bestimmte Charakter unsers lieben Pfarrers, der in dem Worte symbolisch ruht? Wer weiß, ob nicht eben dieser Nahme, und um seiner würdig zu seyn, viel zur Entstehung jenes Charakters geholfen hat? Wenn man will, läßt sich darin sogar ein entlegner Ursprung von der Neigung unsers Herrn Pfarrers zur Astronomie wahrnehmen. Berge sind die ältesten Sternwarten.

Onkel. Nun bin ich mäuschenstill. — Bist mit deinen Gedanken über alle Berge,

— ich höre dich noch, aber vernehme dich nicht mehr. — Na, sey ruhig, Schwester, ich glaube, du hast Recht. Nur das beding ich mir aus: mach mir den Robert Straiton zu keinen Philosophen, sonst bring ich ihn schon im zweiten Kapitel ums Leben. — Denn siehst du, liebe Schwester, das ist mein Symbolum: Philosophie ist ein gutes Ding, sie ist Sage, und Lehre vom Wie? und Warum? vom Woher? und Wohin? aber auch nichts mehr. Beim Leben und Weben in der Welt soll man nicht mehr daran denken, das Wie? und Warum? zu kennen, sondern es zu können! Verstehst du mich? — Wer mir jeden Schritt berechnet, wie ein Tanzmeister, mit dem geh ich nicht spazieren. Eine Schwalbe lernt nicht fliegen, die nur immer versucht, und mit dem Flattern und Nest sich vom Wie überzeugt.

Tante. Mit Einschränkungen — —

Onkel. Kindchen, ich bitte dich doch um alles willen, schränke dich ein; wir haben noch viel wichtigere Dinge abzukapiteln, eh wir unsern Straiton vom Stappel laufen lassen.

7.

Beschluß.

„Allerdings!“ sagte der Herr Pfarrer: „Wir müssen uns über das Ziel unsers Romans vereinigen, damit jeder weiß, wohin er zu steuern habe; müssen gewisse Gesetze unter uns anordnen, damit nicht einer die Thaten des andern auffallend und widersprechend im folgenden Kapitel zerstöhrt.“

Die Gesellschaft fand Herrn Eichbergs Bemerkung sehr richtig und weise. Die Gesetze sollten schriftlich abgefaßt, und dem rothen Corduanbuche einverleibt werden, damit sie jeder bei der Arbeit vor Augen hätte.

Es war unterdessen schon dunkel geworden, ohne daß mans bemerkt hatte. Das Licht des Caminenfeuers röthete mit ungewissem Schimmer, Stühle, Tische, Spiegel und Fenster. Die Tante zog an der rothen Seidenschnur, und schellte. Ein Bedienter erschien, und brachte die brennenden Wachskerzen auf hellen Silberleuchtern.

Ein braun gebeiztes Tischchen mit vergoldeten Leisten und Festons, welches Raum

genug für einen Armleuchter, für das Dintefas von Meißner Porzellain, und für das große rothe Corduanbuch hatte, wurde dem Camin näher geruckt, und Sessel an Sessel herbeigezogen.

Herr Eichberg übernahm die Stelle des Sekretairs. Zur Rechten saß ihm das Fräulein am Camin, zur linken der alte Major, neben seiner Schwester, der weisen Tante.

Vorläufig wurde allgemein angenommen, daß nur die Majorität der Stimmen entscheiden könne.

„Und vor allen Dingen, Kinder!“ rief der Onkel, indem er die Pfeife an die Seite stellte: „gebet nur gute, aber wenige Gesetze. Viele Gesetze tödten die Freiheit. Der Staat taugt nichts, der an alle Kreuz- und Scheidewege Vermahnung und Warnung anschlägt, oder mir sagt, wie vielmahl ich im Hause große Wäsche halten soll.

Tante. Mit der Einschränkung, liebes Brüderchen! auch nicht zu wenig. Die Welt hat nur ein einziges Uibel, und das ist das moralische; und das moralische ist nichts anders, als das Zuviel, und Zuwenig. Darum sag ich immer: mit Einschränkungen!

und man kanns nicht oft genug sagen, denn die Menschen taumeln immer nach den Extremen.

Onkel. Kindchen, allzu oft ist auch zu viel! mit Einschränkungen also! das ist mein Symbolum. — Und nun laßt uns über die neue Legislatur ein bischen nachdenken, damit wir Ehre davon haben.

Tante. Ich verlange, daß das Buch einen moralischen Zweck habe. Ein Buch ohne Moralziel ist ein Pfeil ohne Spitze.

Onkel. Ein Weg aus der Einöde in die Wüste.

Amalie. Eine Blume ohne Duft.

Onkel. Aber das Moralziel geht uns übrigen dreien, sieh, nicht das an. Das liegt in deinem Departement. Du sollst das letzte Kapitel schreiben, und die Nutzanwendung machen, ob ich gleich die Nutzanwendungen nicht leiden kann. Denn man muß lesen, und die ganze Geschichte muß nützlich und angewandt seyn. Ein Buch, worin man die Nutzanwendung erst am Schlusse findet, ist wie ein Sünder, der sich auf dem Sterbebette bekehret. Sein Leben taugt nichts, folglich auch sein Ende nicht.

Eichberg. Bravo Herr Major!

Onkel. Na, Schwester, laß gut seyn, du hast ja auch Recht, das hab ich dir schon gesagt. — Ich verlange nun, daß keiner von uns allen Recht und Gewalt über das Leben des Straiton habe.

Tante. Bis zum letzten Kapitel.

Onkel. Nein, Schwester, er muß über das letzte Kapitel hinaus leben.

Eichberg. Dann ist er unsterblich.

Alle. Wir dekretiren die Unsterblichkeit des Robert Straiton.

Tante. Soll er denn aber lebendig gen Himmel fahren?

Onkel. Das überlassen wir ihm, und dem guten Ingenium der Leser. Das Buch muß vergnügt enden; Straiton muß glücklich seyn.

Tante. Ich verlange, daß mein Bruder mit seinen Donnerwettern, Schiffbrüchen, und anderm Elende so sparsam, als möglich umgehe.

Onkel. Kindchen, das ist meine Sache. — Ich habe das Sturmdepartement. — Alle Nebenpersonen aber sind dem Tode unterworfen. Sie sind gewissermaßen vo-

gelfrei; jeder von uns kann sie nach Belieben aus dem Wege räumen.

Eichberg. Nicht mehr, als billig.

Tante. Wir dekretiren also: alle Menschen sind sterblich.

Amalie. (Aufspringend) Halten sie ein! Ich bitte für das Leben des unschuldigen Mädchens, welches Straiton sich zur Geliebten erwählt. Wie könnte Straiton den Verlust seiner Geliebten verschmerzen, und überleben? Wie könnt er zuletzt glücklich seyn, wenn er nicht mehr die an seiner Seite hätte, welche ihm alles war, alles galt? — Und was ist Ihnen doch mit dem Tode eines armen, liebenden Mädchens geholfen?

Tante. Wie rührend Sie bittet!

Herr Eichberg hatte schon die Feder angesetzt, das allgemeine Todesdekret niederzuschreiben — jetzt hielt er an. Malchens Opposition schien den Sieg zu gewinnen. — Der Onkel stand auf, drückte, ohne ein Wort zu sprechen, seine liebenswürdige Nichte fest an sein Herz, und küßte ihre Stirn. „Malchen! Malchen!“ rief er mit zitternder Stimme: „du bist ein gutes

Kind, ein treffliches Mädchen! du hast Recht, sehr recht! — ach, wer kann glücklich seyn, wenn er allein ist, wenn er sein geliebtes anderes Ich nicht mehr neben sich hat — sondern im Grabe weiß? — Darum bin ich ja auch nicht mehr so froh, wie sonst!“

Eichberg. (Des Fräuleins Hand mit banger Schüchternheit drückend) Ja das geliebte Mädchen muß leben, und jedes Mädchen, welches eine so schöne Seele besitzt, wie Sie, mein Fräulein!

Tante. Nein, Herr Pfarrer, ich lasse mir Straitons Geliebte gefallen, aber mehrere Mädchen müssen nicht vom Dekret ausgenommen werden.

Onkel. Wenn nun mein Weib, mein seeliges Weib, meine gute, herzensgute Lisette noch lebte! und sie säße nun jetzt so hier, und könnte Theil nehmen an unserm freundschaftlichen Geschwätz — ach, gewiß mein Lischen würde sich freuen, und ich wäre um die Hälfte fröhlicher. (Zu den übrigen gewandt) Kinder, nicht so, wir dekretiren der Geliebten Straitons Unsterblichkeit?

Alle. Ja, ja, ja,

Der Onkel setzte sich. Eine Thräne zitterte in seinen Augen. Er gedachte seiner verstorbenen Gattin, und jede Erinnerung an sie kostete ihm eine warme Thräne.

Der Herr Pfarrer aber ahnete aus dieser Szene den Erfolg der künftigen Schicksale Straitons, und des Kampfes der regierenden Götter.

„Wie immer," sagte er zu Amalien: „wie immer wird die Liebe endlich auch in unserer Robinsonade den Siegeskranz davon tragen."

Tante. Geleitet von der Weisheit.

Onkel. Beschirmt von meinen Donnern.

Eichberg. Zum Ziel geführt durch meines Stabes Zauber. — Sie haben schon jetzt über uns alle gesiegt, liebes Fräulein; die Liebe, diese kleingescholtene Nebensache, wird schon vor Straitons Geburt zur Hauptsache.

Tante. Die Liebe war, eh die Welt war.

Onkel. (Mit einem Seufzer) Bleibt, wenn die Welt nicht mehr ist. Ach, hätte der Himmel doch auch mein Lischen vom Todesdekret ausgenommen, — aber jetzt —

— nein, Kinder, wir haben heut ein gutes Werk gethan. Das wird uns Straiton danken, wenn er glücklich ist auf seiner Südmeerinsel.

Amalie. Und nichts als das Mädchen hat, das ihn so innig liebt.

Tante. Aber wer steht uns dafür, daß, wenn beide gleich leben, beide nicht durch ihre Unsterblichkeit unglücklich werden?

Onkel. (Betroffen) Wie so?

Eichberg. Untreu ist schmerzlicher, als der Tod.

Tante. Sie haben mich errathen.

Onkel. Sie meinen, daß das Mädchen meinem Straiton treulos wird? ja, das soll sie sich unterstehen!

Tante. Oder der Mann, wie nun Männer sind, dem Mädchen.

Amalie. (Etwas stotternd) O nein, Herr Eichberg, das Mädchen, welches Robert liebt, ist treu, sehr — sehr treu. Gewiß!

Eichberg. (Ihr die Hand reichend) Auch Robert ist getreu; da haben sie mein Wort, und meine Hand darauf.

Onkel. Sie haben Recht, lieber Pfarrer, Sie haben das allein zu bestimmen. Denn Treu und Untreue gehören eigentlich ins Reisedepartement.

8.

Das Ende der Einleitung.

Man ließ also die ganze Gesetzgebung, und damit war des Onkels Wunsch erfüllt, in den beiden Unsterblichkeitsdekreten bestehn.— Der ganze Abend dieses für die kleine Familie so wichtigen Tages wurde noch mit umständlichen Debatten hingebracht, besonders die Religion des Helden betreffend.

Die fromme und weise Tante hatte diesen Artikel in Anregung gebracht. Amalie war schlau genug, dießmahl auf die Seite der Tante zu treten, um in der Zukunft von der Weisheitsgöttin eine ähnliche Gefälligkeit erwarten zu können, weil sie schon aus Büchern wußte, daß die Weisheitsgöttinnen, die Mentors, oder Minerven, desgleichen

die Tanten immer ihre Hand, und oft sehr ungebethen ins Spiel der Liebe zu mischen pflegen. — Die Tante aber wollte den Straiton lutherisch.

Der Onkel meinte, die Religion sey im Robinson gleichgültig.

Der Herr Pfarrer pflichtete zwar der Tante bei, brachte aber die Motion an, daß die katholische Religion im Roman mehr Effekt mache.

„Und am Effekt ist dem Dichter alles gelegen!" setzte der Onkel hinzu.

Die Tante hingegen erklärte sich endlich mit vieler Heftigkeit, daß sie auch im Roman nicht den Glauben ihrer Väter abtrünnig werden, sondern für ihn leben und sterben; auch lieber allen Antheil an der Abfassung des Robinsons aufgeben, als nur einen Rosenkranz mit dem katholischen Straiton bethen wolle. Sie warf dem Onkel sehr beissend seinen Indifferentismus in der Religion vor, und ermahnte den Herrn Pfarrer dringend, von den poetischen Effekt des katholischen Glaubens abzustehn. Lieber keinen Glanz, als Kometenglanz! was hülf es ihm, wenn er die ganze Welt gewönne, und nehme Schaden an seiner Seele!

Endlich tratt sittig und schüchtern Amalie zum Herrn Pfarrer, und sah ihn ein Weilchen mit freundlich bittenden Augen an. Eichberg verstand sie.

„Herr Eichberg,“ stammelte Amalie mit sanftem, lächelnden Tone.

Liebes Fräulein! antwortete er: „Sie wissen, ich — — nun ja — — ich trete unbedingt der Tante bei, und Ihnen.“ — So sprach er; aber nach der Wendung seines Tones, und dem Spiele seiner Mienen zu ahnen, wollte er ganz etwas anders sagen. Aber Amalie glaubte auch das andere zu verstehen, und sie konnte lange keine Silbe sprechen.

Der Onkel ergab sich, verlangte aber noch, daß man den übrigen Personen vollkommene Religionsfreiheit gewähren solle. Herr Eichberg stimmte ebenfalls dafür. Auch Malchen war für die Tolleranz. Die Tante wollte noch Straitons Geliebte von dem Dekret ausgenommen wissen. Sie sollte ebenfalls lutherisch seyn. „Außerdem,“ sagte sie, geb' ich nimmermehr zu der Liebe beider Persanen meine Einwilligung. Glauben, Liebe und Hoffnung sind die Würz-

des Lebens; nehmet diese hinweg, so ist die ganze Welt mit ihrer Herrlichkeit ein geschmackloses Nichts. — Im Leben einen Glauben, in der Ehe eine Liebe, im Tode eine Hoffnung, das ist das höchste Gut zweier sich einander zuneigenden Seelen."

„Glauben, Liebe und Hoffnung!" — rief das Fräulein: „O Herr Eichberg, das müssen Sie zugeben!"

Und er gabs gern zu. —

„Ach, so wars mit mir, und meinem Lischen!" seufzte der Onkel, und gabs auch zu.

Man schied erst in der Mitternachtsstunde auseinander.

Nie, seitdem ein Buch geschrieben worden ist, nahm man sich der Abfassung desselben mit lebhafterem Intresse an. Jeder träumte davon, jeder entspann Pläne und Situationen, worin er seine Lieblingsmeinungen ausführen konnte. Die Tante spürte schon, daß sie mit Niemanden heftiger, als ihrem Bruder, dem Donnerer, im Buche zu schaffen haben würde. Sie kündigte ihm heimlich den Krieg an, und beschloß, schon in dem ersten Kapitel, wel-

ches sie nach ihm schreiben würde, seine Werke offensiv anzugreifen.

Der liebe alte Major dachte an keinen Krieg mit der Tante, sondern nur an den Krieg wider die Seeräuber von Algier, Tunis, Tripolis, und Salee. Er träumte von nichts, als Ungewittern, wüsten Inseln, einsamen Hütten, Unterjochung der Wilden, und Einrichtung neuer Königreiche.

Der Herr Pfarrer — o dieser Abend war ihn der wichtigste seines Lebens! sein Herz klopfte noch, als er schon durchs verschneite Dorf gegangen, in sein Haus eingetreten, und in seiner Schlafkammer verriegelt war.

Da hieng Amaliens Silhouette unter seinem Spiegel. Er gerieth oft in Versuchung das kalte Glas des Schattenbildes zu küssen; aber seine rege Vernunft verwehrte es ihm. Doch verwehren konnte sie's ihm nicht, oft an das schöne Mädchen mit der schönen Seele zu denken, oft zu repetiren alle die geheimnißvollen, hoffnungspendenden, doppelsinnigen Worte, welche die Holde ihm an diesen Abend zugesprochen hatte; die reitzenden Möglichkeiten und Ahnungen, welche

dann und wann aus ihren Blicken, aus ihrer Miene ihm entgegen spielten.

Herr Eichberg war ein leidenschaftlicher Astronom; aber seit er in Amaliens blaue Augen gesehen hatte, lockte ihn der gestirnte Himmel nicht mehr auf den Thurm der Dorfkirche. Oder wenn er ja noch dieß Observatorium bestieg, so blickte er immer zweimahl nach dem herrschaftlichen Schlosse, und einmahl nach den wandelnden Sternen.

„O mein Gott, sie ist so schön, — o so schön — und es geht doch nicht! ich bin ein armer Pfarrer — — ich bin unglücklich!"

So seufzt' er; verwünschte seine Verwirrung des Herzens, nahm sich fest vor dieß böse Herz nicht mehr zu nähren mit eiteln Wünschen, mit vergeblichen Hoffnungen, — und segnete den Robert Straiton, der ihn, und Amalien so unaussprechlich schöne Annäherungen gewährte.

„Darf ich sie für mich nicht hoffen, darf ich nicht lieben, o so ists doch süße Qual, sie dann und wann im fröhlichen Traume mein zu glauben. — — Glauben,

Liebe

Liebe und Hoffnung — — o Amalie, das müssen sie zugeben!"

Fräulein Amalie hörte zwar nicht das leise Seelengespräch des Pfarrers — aber Glauben, Liebe und Hoffnung — das gab sie doch gern zu.

Erster Abend.

Das rothe Corduanbuch mit dem goldenen Schnitt war dem Herrn Pfarrer am folgenden Tage mit Sonnenaufgang zugeschickt worden. Sein erster Gedanke beim Erwachen war Amalie; sein zweiter — Robert Straiton. Er setzte sich unverzüglich an sein Pult; blätterte den Folianten auf, und schrieb. —

Robert war Amaliens erster Gedanke als sie die Augen aufschlug, und ihr das Tageslicht durch die blasgrünen, seidenen Bettgardinen entgegenquoll. — „Robert!" lispelte sie leise, um den schönen Nahmen mit ihren Ohren zu hören — „Robert Eich-

berg — und wie hieß meines Onkels Robert? das hab ich schon vergessen; aber Robert Eichberg; däucht mir, klingt unsäglich schöner." — Dann hüllte sie ihr Gesicht tief ins weiche Hauptkissen, und lächelte dabei heimlich, uud lispelte im Kissen noch einmahl „Robert Eichberg!"

Der Morgen und Mittag verfloß wie gewöhnlich. Man war aber viel heiterer denn sonst. Der alte Major segnete seinen gestrigen Einfall, und erwartete mit leiser Ungeduld den Nachmittag, und des geliebten Pfarrers Ankunft. —

Nicht so leise war die Ungeduld der beiden Damen, sie vereinigten sich beide, dem Herrn Pfarrer noch am Morgen eine Gesandschaft zu überschicken, die nach Anwünschung eines schönen Tages von Seiten der gesammten Herrschaft, und Uiberbringung eines kleinen Geschenks von goldgelben großen Winterbirnen, worüber Amalie einige Myrthenreiser streute, sich nach Robert Straitons Befinden erkundigen sollte. — Die Gesandschaft, ein alter ehrlicher Hausknecht, ging mit den Depeschen beladen glücklich ab.

Der Major saß eben, oder lag vielmehr sein Pfeifchen qualmend, auf dem Sofa. Er war allein im Zimmer, und las mit vieler Erbauung in der Berliner Zeitung die wichtige Nachricht, daß der König bei der Königin dinirt, und die Königin beim König soupirt habe; daß die französischen Armeen Lumpengesindel wären, und die Alliirten, von den Franzosen gedrängt, einen vortheilhaften Rückzug gemacht hätten, um eine bessere Position zu nehmen.

„Das ist kein gesundes Korn!" brummte der Major: „lauter Zeitungsschreiberspreu!"

In dem Augenblick trat der alte Hausknecht herein.

„Herr Obristwachtmeister!"

„— Was willst du? —"

„Herr Robert Straiton läßt einen guten Morgen wünschen — —"

„— Was? —" schrie der Major bestürzt, und sprang in die Höhe.

„Wenns der Herr Obristwachtmeister erlauben wollten, würde er nach Tische die Ehre haben, in eigener Person seine Aufwartung zu machen."

„Donner! wer? —" fuhr ihn der Major an.

„Herr Straiton," versetzte der Hausknecht erschrocken.

„— Nä, sag' mir, Kerl — — Wetter, ist ein Fremder da?"

„Muß doch."

„— Und heißt so?"

„Ja, Herr Obristwachtmeister."

Der alte Major über den sonderbarsten aller sonderbaren Zufälle nicht wenig betroffen, stand hurtig auf, wickelte sich in den Schlafrock, und wollte hinaus, seinen Hausgenossinnen die Uiberraschung zu machen. — Amalie trat in den Moment herein, sie wandte sich sogleich an den Knecht, der ihr auf ihre Frage, was Herr Eichberg zur Antwort gegeben, eben das erwiederte, was er schon den Major erzählt hatte.

Amalie tanzte vor Freuden. Der Major begriff seinen Irrthum; ärgerte sich ein wenig, und ging brummend zu der Zeitungsschreiberspreu zurück.

Desto lieblicher war sein Erwachen vom Nachmittagsschläfchen. Eingeschlummert war er mit der leiblichen Vorstellung, diesen Abend

in der Gesellschaft des neuen Robinsons zuzubringen, und als er erwachte — —

Siehe, da standen die Stühle um den Camin in der gehörigen Ordnung, in der Mitte das braune Tischchen mit goldenen Leisten, und Festons; darauf lag das große, wohlbekannte Corduanbuch. Eichberg saß zwischen der Tante, und der liebenswürdigen Nichte, leise mit ihnen flüsternd.

„Ein Kapitel?" fragte der Onkel.

„Ein Kapitel?" antwortete Herr Eichberg.

Der ungeduldige Alte lief zum Buche, sahe die Handschrift, rieb sich vor Freuden die Hände, daß sie brannten, schlug das Buch zu, und setzte sich an den L' Hombretisch.

„Das soll mir ein Fest werden!" sagte er, und nahm die Karten, um sie zu mischen;

Aber jetzt spielen wir L' Hombre, und trinken Kaffee, bis die Lichter angezündet werden. Alles hat seine Zeit."

Amalie. Aber, lieber Eichberg, sagen Sie mir: ist Robert noch klein? oder schon im ersten Kapitel so groß, wie — —

Tante. Ich bin nur begierig zu wissen, ob er von Gottesfürchtigen Aeltern in der Furcht, oder Liebe Gottes erzogen ist? darnach werd ich Maaßregeln ergreifen.

Onkel. Still Kinder! kein Wörtchen, Herr Eichberg! — Alles hat seine Zeit. Wir spielen. Verderbt euch doch nicht muthwillig den süßen Kützel der Erwartung, Kinder. Seht, eine Freude, die mir aus der Zukunft entgegenlacht, durchstrahlt, und verschönert mir alle vorlaufenden, gleichgültigen Stunden, wie eine schöne Folie hinter Kristall den Kristall verherrlichte. Was wir Gutes erwarten, ist besser, als was wir Gutes genossen haben.

Eichberg. Sie haben Recht. Das Gute entzückt, wie alles Schöne, nur am meisten aus einer gewissen Ferne gesehn.

Onkel. Wir freuen uns über die Sonne, und jauchzen, wenn sie aufgeht. Ist sie endlich da, so suchen wir den Schatten der Bäume.

Es wurde also gespielt, bis zur Lichterstunde.

Und die Lichterstunde kam. Die Tante zog an der rothen Seidenschnur. Die Ker=

zen wurden angezündet. Man eilte zum Camin. Der Onkel stopfte seinen Meerschaumkopf, zündete an, und warf sich bequem in den Sessel. Die Damen wandten andächtig ihre Augen auf Herrn Eichberg, der am kleinen Tische vor dem aufgeschlagenen Corduanbuche saß.

„Ich bin in der besten Position! rief der alte Major, aus dessen Geberde, die hellste Freude und Ungeduld lachte: "Lösen Sie die Anker, Herzenspfarrer, und segeln Sie mit unserer Phantasie bei gutem Winde ab."

Herr Eichberg las:

Erstes Kapitel.

(Er kömmt.)

Der alte Pächter Martin Straiton hatte vor acht Wochen das große Loos in der Lotterie gewonnen. Er war von jeher ein wohl-

habender, rechtschaffener, thätiger Mann gewesen; jetzt konnte man ihn reich nennen, aber sein Reichthum machte ihn nicht stolz. Das große Loos hatte die Meublen in seinem Zimmer verändert, aber keinen Zug seines Charakters. — Nicht einmahl gefreut hatte er sich, als der blasende Postillion durchs Dorf daher gesprengt kam, vor seiner Thür anhielt, und den Brief mit der Nachricht vom großen Gewinste überreichte. Wenigstens hatte er sich nicht so übermässig gefreut, als man es allgemein zu erwarten berechtiget schien. Er machte dem Postillion ein ansehnliches Geschenk, und vertheilte noch an eben dem Tage zweihundert Thaler unter die verarmten Bauern, und Hausleute des Dorfes. Das war alles, woran man sein Glück erkannte.

„Was ists denn nun mehr?“ sagte er zu seinen Nachbarn, die mit Gratulationen herbeikamen, und schon befürchteten, daß sie der Pächter Martin nicht mehr ansehen würde:“ ich habe viel Geld gewonnen; ich kanns nicht mehr genießen. Mein Kopf ist schneeweis, und sonst war er braungelb, wie das Gold. Das erinnert mich an die Rich-

tigkeit der Dinge. Indessen nehm ichs an, als eine gute Gabe, die vom Herrn kömmt. Es wird meinem Sohn zu statten kommen."

So sagte der alte, reiche Pächter, und alle Leute verwunderten sich darüber.

Es waren nun gerade seit der Geschichte mit dem blasenden Postillione acht Wochen verstrichen, und ein schöner Juniusmorgen schimmerte mit feurigem Roth durch das Saftgrün der Aepfel- und Birnbäume im Garten. Da stand Pächter Martin schon früh vor der Thür unter dem alten, weitarmigten Nußbaume, um dessen Stamm er unten ein Tischchen hatte zimmern lassen. Es war gerade am Sonntage, die Bauern schliefen heut länger, denn am Werktage in der Woche. Nur Vater Martin konnte, so sehr er auch den Schlaf liebte, heute unmöglich lange schlafen — die Freude machte ihn munter. — Er erwartete heut seinen Sohn Robert, der von der Landesuniversität kam; seinen einzigen Sohn, den er seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte.

Die Köchin mußte das Frühstück heraus bringen unter den Nußbaum, und noch eine Tasse, außer der seinigen. Denn wenn

Robert käme, müßt' er doch mit dem Vater etwas Warmes genießen.

Wenn ein Wagen hinter den krausen Gebüschen der Dorfgärten rollte, so schlug sein Herz lauter, so wurd' ihm bange vor Lust, so rief er: das ist mein Sohn! — Wenn in der Ferne im Walde der gelbe Staub des Fahrweges sich wolkigt in die Höhe wälzte: so rief sein Herz, da kömmt er!

Oben am Giebel des Daches saßen zwei Schwalben im Frühschein der Sonne auf einem vorragenden Stabe, und zwitscherten ihr sanftes Lied mit den braunen Kehlen; im Glaskirschbaume schlug ein Finke, und aus den gelben wogenden Saaten stieg trillernd eine Lerche empor — aber Vater Martin hörte nicht die Schwalben, nicht Finken, und Lerche; er horchte, er lauschte nur auf Wagengerassel oder Pferdegewieher — er erwartete nur seinen Sohn, den er seit fünf Jahren nicht gesehen hatte.

Es fand sich allmählig ein Nachbar nach dem andern bei ihm unter den breiten Nußbaume ein. Sie redeten ihn freundlich an, und sprachen: „Vater, wir sehens, heut ist euer Freudentag, denn euer Sohn kömmt!

Welch eine Wohlthat ist's doch um ein wohlgerathenes Kind, um einen Stab im Alter, — um einen zärtlichen Pfleger in unserer Schwachheit! — Nicht euer Lotterieglück, — nein, euer Vaterglück ist des Neides werth! denn wir haben vernommen, wie euer Sohn so gelehrt, so tugendhaft, so schön geworden ist.''

„Ach! seufzte aus der Tiefe seiner vollen Seligkeit der harrende Greis, und eine Thräne bewölkte seinen Blick, mit dem er hinaus schaute, die Spuren seines Sohnes in der Ferne zu entdecken. „— Ach, Leute, es ist ja auch mein einziges Kind!"

„— Wie hübsch groß nun Robertchen geworden seyn muß!" fuhren die Nachbaren fort: „es sind ja wohl fünf Jahre schon, seit er von uns gereiset ist, und ihr ihn in die große Stadtschule brachtet. Ja es war immer der schönste Junge im Dorfe, wenn er auch mitunter ein Bischen lose war. Und klug war er, das muß man ihm lassen! — Nun wie wird sich nicht unsere gnädige Herrschaft im Schlosse hier wundern. Und besonders Fräulein Malchen. Ich weiß, sie spielte mit ihm immer am liebsten dort im

Schloßplatze am alten Brunnen. Sie ist nun auch unter der Zeit schön gewachsen, schlank wie ein Rohr, und weis und roth, wie Pfirsichblüthe."

Amalie. Das freut mich, daß das Mädchen so heißt wie ich. Dafür solls ihr wohlgehn.

Tante. Es ist noch die Frage, ob sie Straitons Geliebte seyn wird.

Eichberg. Sie ists.

Amalie. O vortrefflich, o allerliebst! daß Robert doch schon da wäre! daß sie ihn doch schon gesehen hätte, wie er nun so schön, und groß ist.

Onkel. (Zum Pfarrer etwas finster) Sind sich die beiden wirklich gut?

Eichberg. Von ihrer Kindheit an waren sies.

Onkel. Da macht mir der Junge einen blitzdummen Streich. Nun, still! das soll ihm schlecht bekommen. Nur ganz still! Der junge Herr insinuirt sich gleich Anfangs sehr übel bei mir.

Amalie. (Aengstlich) Aber, um des

Himmelswillen, Onkelchen, was hat er denn schon gesündiget? Robert liebt ja nur ein Bischen.

Onkel. Aber wen?

Amalie. I nun, das Malchen im Schlosse. —

Onkel. Nun ja, da hast du es.! — Das Mädchen ist von gutem Adel, und Robert ein Pächterskind. Was denkst du denn auch?

Tante. Still, ich merke, da wirds Leiden geben. Das wird den schönen Herrn kurieren, wenn er auf sein Lotterieloos stolz geworden ist.

Amalie. Aber warten Sie doch wenigstens nur, bis er kömmt. Man muß ihn doch erst sehen, wie er sich nimmt.

Der Herr Pfarrer las weiter.

Allein Vater Martin hörte das freundschaftliche Geschwätz der Nachbaren nicht. Er lauschte, er horchte, er sah nur mit Ohren und Augen in die Ferne hinaus, nach seinem Sohne. Mit zitternden Lippen stam-

melte er zuweilen: O, mein Robert kömmt heut!" und dann schwieg er wieder, und troknete sich sein bethräntes Auge. — Er aß nicht, er trank nicht. Sein Inneres war Preis gegeben der innigsten Freude, der brennendsten Sehnsucht.

„Kinder! rief er, und lehnte sich matt an den grauen Stamm des Nußbaums, „Kinder ich will heut ein Fest anstellen — was ich hab in der Speisekammer und im Keller, soll heut draufgehen — und die Armen sollen sich hundert Thaler theilen — wenn ich meinen Robert wieder habe — — wenn ich ihn nur erst sehe — nur erst an dieß alte Herz gedrückt habe, welches vor Begierde stirbt."

So sprach der Vater Martin, und weinte dabei vor Freude. Auch den Nachbarn wurd' es reg' um die Brust; sie waren gerührt von des Greises reiner Vaterlust, und gingen auf die Seite, um heimlich sich die Augen zu wischen.

„Ach, Robert, Robert,! — es sind fünf Jahre überstanden — habe dich nicht gesehen — hast mich nicht gesehen — o Kind, mein Kind, bleib nicht so lange — eile doch,

Robert, ich bin dir ja so gut! ich habe ja dich nur in der Welt! das weißt du ja, Robert! — „So redete mit gebrochner Stimme der sehnsuchtsvolle Greis.

Aber Robert war wirklich unterwegs, und wirklich dem väterlichen Dorfe schon nahe zu dieser Stunde.

Seit seinem achtzehnten Jahre war er vom Hause; jetzt kehrte er, als ein gebildeter Jüngling, im dreiundzwanzigsten zurück. Sein alter Vater hatte wohl Ursach sich seines Sohnes zu freuen, denn Robert war edlen Herzens, bieder und deutsch, wie sein Vater. Er besaß ein feuriges, lebendiges Temperament, schwärmte gern, und war wild; aber auch seine jugendlichen Schwärmereien und die Aeußerungen seiner Wildheit waren nicht von der Art, daß die Sittlichkeit vor ihnen erröthen mußte, sondern nur abgesprühte Funken der in ihm lodernden Jugendgluth.

Wo sich andere seiner Altersgenossen auf der Akademie in einen Strohm von Ausschweifungen ersäuften, blieb er kalt. Ihm stank der Pfuhl schmuziger Freuden an. Von Kindheit an der unbeschränkten Freiheit ge-

wohnt, war ihm die Freiheit der hohen Schule keine neue Erscheinung. Er befand sich darin nur im Alltagselement; den Fischern stinkt das Wasser nicht.

Jetzt trapte er auf seinem Rosse, wild, und der Freiheit gewohnt, wie er selbst, durch den Wald — jetzt öffneten sich die Zweige vor ihm — er kam in die mit Kornfeldern vergoldete Ebene, und aus der Mitte der Kornfelder erhob sich, halb und halb in dunkelgrüne Gebüsche verloren, die väterliche Heimath, das Dorf, in dem er geboren war, der Tummelplatz seiner kindlichen Freuden.

O, wie schlug ihm da das Herz! Es war ihm, als wär er noch das harmlose Kind, der frohsinnige Knabe, der er einst in diesen stillen Gegenden war. Da stand noch die Windmühle auf dem umzäunten Hügel, wo er oft Schlösser, und Städte von Erde gebaut; da grünte noch der Birkenschlag, wo er sich mit schlauer List die schönen Vögel gefangen; da dehnte sich noch die Wiese am Erlenbeschatteten Bache, wo er sonst mit den Nachbarssöhnen Soldat gespielt, und Krieg geführt hatte.

Und o, wie flogs ihm glühend übers

Gesicht

Gesicht als er aus des Dorfes Mitte das weiße, hohe, herrschaftliche Schloß sich im Morgenglanze entgegenstrahlen sah! — Da stand ihm plötzlich das kleine Malchen vor dem Sinne, mit der er sonst so glücklich gewesen war beim Blintekuhspiel, beim Kämmerchen Vermiethen.

Amalie. (Heimlich lachend) Ja, komm du nur, Robert, und sieh nur das kleine Malchen; du wirst dich wundern. Meinst du nicht, daß andere fromme Kinder aufwachsen?

Onkel. Leutchen, ich bitte euch, was soll aber daraus werden? Nun merk' ichs, daß der Junge nicht loslassen wird von dem Mädchen, und das ist dumm! Mesalliancen gehören nicht in eine gute Robinsonade. — Es ist mir nicht wohl bei der Sache.

Tante. Kömmt Zeit, kömmt Rath!

Onkel. Das ist das Symbolum des faulen Christenthums. Nein Kinder, den Strom gedämmt, wenn er noch Bach ist. An mir solls nicht fehlen, ihn auf andern Sinn

zu bringen. Sobald er mir nur seine Affektion auf ein anderes Mädchen — nur einmahl — nur eine Viertelstunde lang geworfen hat — seht, und ich bin an der Regierung, so laß ich das Mädchen krank werden, und den Sensemann kommen, weg ist sie dann!

Amalie. Onkelchen, wollen Sie das selbst gegebene Gesetz übertreten? Ist Malchen nicht Roberts ewige Geliebte? Ist die Geliebte Roberts nicht unsterblich, wie er?

Onkel. Kind, lerne mich doch endlich verstehen. Sieh, wenn er, so hab' ich gesagt, ein anderes Mädchen lieb gewönne; so würde Malchen nicht mehr seine Geliebte seyn, — und dann ist sie außer dem Gesetz erklärt.

Amalie. Das ist Grausamkeit! Wenn auch Robert treulos wäre, so würde ihn doch Malchen nie zu lieben aufhören. Wenn Robert gleich nicht mehr ihr Geliebter seyn wollte: so würde sie doch immer seine Geliebte bleiben. Folglich steht sie immer in der Wohlthat des Gesetzes — und wer weiß! o Robert kehrte endlich doch mit Reue zu Malchen heim.

Onkel. Das soll er mir eben nicht, er soll ein bürgerliches Mädchen lieben, und heurathen.

Amalie. Onkelchen, das Departement der Treu, und Untreue gehört Herrn Eichberg, und mir das Amt der Liebe. Ich vertheidige meine Rechte wider alle Eingriffe.

Onkel. (Lächelnd) Nun, du bist brav! die Unerschrockenheit und Festigkeit gefällt mir. Niemand soll die Rechte anderer zerstören. Aber Robert muß mir auch nicht die Schranken der bürgerlichen Ordnung zerstören.

Tante. Brüderchen, heut gefällst du mir besonders. Es ist wahr, Robert hat mir sehr ein jakobinisches Ansehen — und ich gebe dir die Hand: wir müssen ihn ändern.

Der Herr Pfarrer fuhr fort:

Zwar hatte er lange nicht mehr an das kleine Fräulein von Blendow gedacht — nur dann und wann, wenn er sich des goldenen Kindheitstraumes erinnerte, schwebte

auch Malchen, wie ein holder Genius, wie ein vom Himmel gestiegener Engel ihm aus dem Traume an, bekränzt die schwarzen Locken mit himmelfarbenen Blümchen, und Rosenknospen — Malchen war ihm nach den Thatenvollen Zwischenraume von sieben langen Jahren mehr ein liebenswürdiges Ideal, eine schöne, ätherische Gestalt voller Unschuld, und Güte, als eine Wirklichkeit. Zwei Jahre früher, als er das geliebte Dorf verlassen hatte, war Malchen zu einer Anverwandtin in der Residenz in Pension gegeben worden. Er konnte sich daher das Fräulein nicht anders denken, als noch immer, wie das schöne zwölfjährige Kind, welches mit ihm am liebsten beim alten Brunnen im Schloßhofe gespielt hatte.

Jetzt wußte er nicht, ob die ehmahlige Jugendgespielin im Dorfe, oder in der Residenz seyn würde. Aber er sah das hohe, weiße Schloß im blasrothen Morgenschimmer; und da stand natürlich Malchens Bild vor seinem Sinne, und er wünschte heimlich, daß er sie dort finden mögte. Und doch war ihm der Gedanke an Malchen dabei etwas widerlich, weil Malchen nur immer als

Kind in seiner Phantasie lebte, und er war doch jetzt — ein erwachsener Jüngling.

Je näher er ans Dorf kam, je wohler, und bänger ihm wurde. Jetzt erblickte er nun schon die Schornsteine, und Giebel seines väterlichen Hauses, welches dicht ans Schloß gebaut war. Sein Herz pochte gewaltig. Und wie hätte es nicht pochen sollen — dort wußte er seinen alten, ihn so zärtlich liebenden Vater. Und mehr als alle Freuden seiner Jugend, mehr als das idealische Malchenbild, liebte er seinen Vater.

Nach fünf langen Jahren durfte er sich nun wieder an das Herz werfen, welches für nichts in der Welt, als für ihn schlug; küssen die heiligen Lippen; welche ihm einst so schöne Lehren gepredigt hatten, die jetzt in seiner Seele, wie gute Saaten aufgegangen waren, und davon jede seiner guten Handlungen eine abfliegende Blüthe war.

Er fühlte sich sein Auge näßen. Er gab dem Pferde die Spornen! „Mein Vater! mein lieber, lieber Vater!" schrie er nur, und sprengte mit verhängtem Ziegel den Weg durch die wogenden Kornfelder hin ins stille Dorf.

Und Vater Martin stand unter dem Nußbaume, horchend, und lauschend neben seinen Nachbaren. Da dünkt es ihn wie Hufschlag eines Rosses. —

„O, mein Gott! Nachbaren! Nachbaren! haltet mich, daß ich nicht sterbe! — denn er kömmt!“

So rief er — jede Nerve an ihm ward Ohr, ward Auge. Er wollte voreilen, und war zu schwach. Er taumelte seitwärts, und lehnte sich an die Mauer seines Hauses, und lallte nur: „er kömmt! ja, er kömmt!“

Und das Schlagen der Hufe scholl näher. — Hui flog aus der Nebenstraße um die Ecke des Wirthshauses ein Reiter daher, schlank, und jung, und erhitzt. — Er sprang vom Pferde in eben dem Augenblicke.

Ach Robert!“ schrie der Greis, strekte seinem Geliebten die schwachen Arme entgegen, taumelte einige Schritte vor, und fiel von der Freude verzehrt, gerührt vom Schlage — lebenslos in den Staub nieder, nieder zu den Füßen des geliebten Sohnes.

„Mein Vater! Mein Vater!“ schrie Robert mit einer durchdringenden Stimme,

und sank auf den Leichnam seines Vaters. — Die Nachbaren eilten erschrocken hinzu. — Sie hoben den ohnmächtigen Jüngling auf, und trugen den Vater Martin in sein Haus. Sie legten ihn aufs Bett. Robert lag bleich, thränen- und gedankenlos zu den Füßen des Bettes, und hielt die eiskalte Hand des Vaters in den seinigen festgeschlungen.

Da kam der Wundarzt des Dorfes — da kamen die Nachbaren und Freunde des Pächters Martin herbei — da eilten heran die Armen des Dorfes, und umringten wehklagend das Haus ihres verstorbenen Wohlthäters, auch der Herr von Blendow, und die Gemahlin desselben verließen ihr Schloß, und besuchten ihren alten, entseelten Freund — auch das Fräulein Malchen trat zitternd an das Lager des Verstorbenen, und sah am Boden liegen vor dem Bette ihren ehmaligen Jugendgespiel, bleich, sprachlos, und ohnmächtig mit der Hand des Vaters an seinem Munde.

Der Arzt öffnete dem von allen Beweinten die Ader, wandte alle Mittel an, den guten Vater Martin noch einmahl ins Leben zurückzurufen — nur umsonst. Seine

verklärte Seele war längst des Staubes entbunden, sie wohnte nun in den Wohnungen der Seeligen, Bürgerinn einer noch schönern Welt, durch tausend edle Thaten dazu eingeweiht.

Nur der arme Robert! er war der Hilfe bedürftiger, als sein Vater. Man entfernte ihn vom Leichnam des Geliebten — ließ ihn zur Ader — gab ihm Arzeneien. Robert war nicht bei sich; er sah, er hörte, er fühlte nichts. Er ließ mit sich machen, was man wollte.

Drei Tage nachher wurde der Leichnam des Entseelten zur Erde bestattet. Weinend zog das ganze Dorf dem schwarzbehängten Sarge nach; schluchzend fielen alle in einen Kreis nieder um die offne Gruft auf dem Kirchhof, eh' der Sarg eingesenkt wurde, und betheten ihr Vaterunser.

Nie ist ein Vaterunser mit innigerer, glühenderer Andacht gebethet worden.

Aber Robert war zu Hause geblieben. Er mußte das Bett hüthen, da lag er weinend und bethete.

Als der Herr Pfarrer zu Ende gelesen hatte, schwieg er. Aber auch seine Zuhörer schwiegen. Fräulein Amalie hatte ihr Gesicht auf ihren Arm an die Stuhllehne gedrückt, um die Thränen zu verbergen. Die Tante verheelte ihre Wehmuth nicht; und der Onkel sah weggewandt mit den feuchten Augen ins Kaminfeuer, und stöhrte da mit der Zange die glühenden Kohlen zusammen.

„Sind Sie nun noch böse auf den armen Robert?" fragte das Fräulein endlich den Onkel.

„Ach!" seufzte die Tante: „jetzt denkt Robert nicht an Amalie!"

„Kinder!" rief der Onkel: „zwar ists schmerzhaft für die, welche zurück bleiben; aber solch einen Tod wünsch ich mir, wie ihn der gute Pächter Martin starb! — So mitten in der Freude weggezogen von der Welt, aus einer Seeligkeit hinüber in die andre. So vom Entzücken getödtet werden — das ist süß. Es ist der Kuß eines Engels, welcher die Seele wegtrinkt vom Irdischen."

Tante. Ei, Brüderchen, bedenk auch

was du sprichst; wir bethen ja in unserm Abendsegen: für einen bösen schnellen Tod bewahr uns, lieber Herre Gott! Darüber verlief der Abend. Jedem und jeder war der Abend schöner verflossen, denn sonst. Nur Amalie war trauriger denn alle. Sie konnte den unglücklichen Sohn des guten Vaters nicht vergessen. Sie sah ihn noch, blas und stumm, die kalte Hand des Verstorbenen umarmen, — und gelobte, den armen Robert durch ihre Nahmensschwester sobald als möglich wieder zu trösten.

Zweiter Abend.

Das Korduanbuch war dem alten Major zugefallen. Dieser verschloß sich am folgenden Tag mit demselben in seine Bibliothek. Der gute Onkel war weiland behender mit dem Sabel, als jetzt mit der Feder. Er gebrauchte mehrere Tage, um sein Kapitel zu schreiben, und doch konnte man ihn, ohne eine feindselige Lüge zu sagen, nicht beschuldigen, daß er keinen Fleiß bewieß.

Nicht nur den ganzen Vormittag, sondern auch die spätern Abendstunden, oft bis zur Mitternacht, verlebte er in der Gesellschaft des Corduanbuches, die Feder in der einen, die Pfeife in der andern Hand. „Es geht langsam," sagte er: aber meine Federn taugen nichts: bald sind sie zu weich, bald zu hart; und die Dinte fließt nicht!"

„— Brüderchen! rief ihm zuweilen die Tante zu: vergiß nicht, den Robert daran zu erinnern, daß er sich nicht einfallen läßt, das Fräulein zu lieben. Du siehst die Inkonveníenzen so gut, und besser ein, als ich. Wir müssen in diesen betrübten Zeiten, wo alles vom Gift der Jakobinerei influenzirt ist, den Werth des Adels ehrwürdig und geltend machen. — Du säest im Straiton Saaten für die Ewigkeit. Arbeite so, daß dir der Adel des künftigen Jahrhunderts noch Dank gibt. Der grosse Philosoph, Herr von Beust, und der noch grössere, Herr von Kotzebue, sind dir mit wahrhaft adelichen Beispielen vorausgewandert. Folge ihren Tapfen!"

So sprach die Tante. Der alte Major in tiefe Gedanken verloren, mit der Gänse-

feder hinterm Ohr, nickte nur eine stumme Bejahung. Kaum war die Tante verschwunden, so schlich Malchen leise herbei, legte ihre Sammethand schmeichelnd unter des Onkels Kinn, stierte ihn freundlich an mit den großen blauen Augen, und fragte: „aber Sie werden doch dem armen Robert nicht böse seyn? Sie werden doch Malchen nicht kränken? Beide nicht trennen? Das dürfen, das können, das werden Sie nicht thun, Onkelchen. Ihr Herz ist zu gut; es ist ja nur Roman.“

„Was, Roman?“ entgegnete der Onkel, den das Wort Roman beleidiget hatte; „Es ist nicht Roman, sag' ich, der Roman ist eine schöne Lüge, Theaterdekoration, — Wahrheit und Natur stehn hinter den Coulissen. Aber Straiton, sag ich dir, ist Spiegel der Natur und Wahrheit. Die Dichtung drinn und dran ist nichts als Rahmen, Glas und Quecksilber. Die Seele ist Natur. Uebrigens aber bist du ein liebes Malchen, und sollst auch Recht haben.“

„— Aber meine Nahmensschwester und Ihr Robert?“ — fuhr Malchen fort, und gab dem Onkel einen sanften, süssen Kuß.

„Höre, Malchen, ich bitte dich um

Moses willen, betrachte mir das Ding nicht wie einen Roman. Wenn das Corduanbuch an dich kömmt, so wirfs lieber hin, als daß du auch nur eine Zeile schreibst, die nicht von der Natur in die Feder diktirt ward. — Deine Empfindungen mußt du im Kapitel abspiegeln. Was dem Herzen entquillt, dringt wieder zum Herzen. Setze dich dann ganz in dem Geist in die vorgezeichnete Leidenschaft; zieh deinen Körper aus, und vermähle deine Seele mit den Gestalten unserer Geschichte. Läßt du zum Beispiel die Amalie von Blendow reden, sieh, so glaube, daß du das Mädchen seyst, welches — welches keinem Bürgerlichen Hand und Herz schenken darf, um ihren Familienadel nicht zu beflecken. Laß Amalien handeln, wie du an ihrer Stelle handeln würdest."

„— Ich verstehe Sie, Lieb-Onkelchen!" antwortete seine Nichte; aber dann muß ich mir auch dazu einen schönen, jungen, bürgerlichen Liebhaber denken!" —

„Nothwendig!"

„— Darf ich an unsern lieben Eichberg denken?"

„Kind, das ist gleichviel! nur idealist-

re dir keinen. Ideale sind der Tod der Natur, und Gift für unser Gemüth. Wir verlieren in ihnen den Sinn fürs Wahre und Schöne im Wirklichen! — Kind, es ist nichts leichter als gut zu schreiben, man darf ja nur die Welt und 's Herz zeichnen, wie es ist. Was mich betrifft, so fühl' ich das. Es wird mir leicht, wenns gleich langsam von Statten geht. Meine Federn taugen nichts, auch ist das Papier im Korduanbuche zu rauh."

Malchen gelobte ihm feierlich, die Natur nicht zu verläugnen: „Verstellung ist ja ohnedem schwerer!" setzte sie hinzu.

Endlich hatte der Onkel sein Kapitel beendigt. Die Familie erfuhr es zur großen Freude erst in dem Augenblicke, als die Tante in der Lichterstunde an der rothen Schnur zog. Hurtig sammelte man sich um den Kamin; der Major befahl, das Corduanbuch aus dem Nebenkabinet herbei zu hohlen; er setzte sich vor das Tischchen, schlug auf und las:

Zweites Kapitel.

Ein Unglück kömmt selten allein.

Amalie. O weh, die Ueberschrift weissagt böse.

Eichberg. Man spürt, daß der Donnergott die Regierung übernimmt. Sie bleiben ihrer Rolle getreu, Herr Major.

Onkel. (Mit einem kleinen Selbstgefühl lächelnd) So halt' ichs. Ich thue, wie Sie, lieber Pfarrer. Haben Sie, als Merkur, im ersten Kapitel Ihren Charakter verläugnet? Haben Sie nicht das große Lotterieloos gebracht? Aber eben dieses Lotterieloos scheint mir ein Stein des Anstoßes zu seyn. Reichthum taugt für keinen Robinson. Armuth muß ihn aus Europa jagen, und Verzweiflung ihn an die unbewohnten Inseln des Südmeers werfen. Noth ist die Mutter der Kraft; Verzweiflung die

Hebamme des Heldensinns. Das ist mein Symbolum, da hab' ich recht.

Tante. Nothtugenden sind Ausnahmen vom Laster, bei denen die Menschlichkeit mit Thränen lächelt; und der Heldensinn der Verzweiflung ist eine überspannte Bogensehne; sie erschlafft nachher, oder reißt vorher — immer unnütz.

Onkel. (Mit den Augen im Buche) Das präsumir' ich. —

Wahrscheinlich hatte der gute Onkel geglaubt, seine Schwester wolle ihm eine ihrer beliebten Einschränkungen mittheilen. Er hatte daher ihre weisen Worte nur halb gehört, und halb verstanden.

Er las:

Diesen Schlag zu überwinden kostete mehr, als gewöhnlichen Muth. Einen Vater im Augenblicke des Wiedersehns nach langer Trennung auf ewig zu verlieren — das hätte Robert nie erwartet, nie als möglich gedacht.

Er war lange untröstlich. Nicht der Jugend glücklicher Leichtsinn, welcher oft

noch mit der einen Hand die weinenden Augen trocknet, und mit der andern schon der Freude die Wange streichelt, nicht alle Trostgründe der Weltweisheit, ein blendendes Schaugericht für satte Augen, — konnten den duldenden Jüngling beruhigen. Nur die Zeit, deren Wunderkraft alles möglich ist, sie, die Kirchhöfe endlich in Tanzsäle verwandelt, nur sie mußte, nur sie konnte sein blutendes Herz heilen.

Onkel. (Sieht sich um) Kinder, wie findet ihr meine Schreibart?

Eichberg. Blühender, als ihre Jahre.

Onkel. (Gefällig) Kinderchen, seht, das ist alles so ganz natürlich. Er fuhr fort:

Thränen leiten den fressenden Gram ab. Roberten war geholfen, als er endlich weinen konnte. Er fand die Wirthschaft und die äußerlichen Geschäfte seines verstorbenen Vaters in der besten Ordnung. Er setzte sie fort, um sie allmählig abzuschließen. Denn es war sein Vorsatz, bald dieses Haus, bald

diese Gegenden, einst der schönste Ort für ihn in der Welt, zu verlassen, alles erinnert ihn hier an seinen Verlust; wohin er blickte, fand er die Spuren des verlornen Freundes, und jeder neue Anblick riß die kaum verharschten Wunden von neuem auf.

Sein tiefer Kummer machte ihn zum Freund der Einsamkeit. Er vermied sorgfältig den Umgang mit Menschen; sie störten ihn nur aus seinen melancholischen Träumen, in denen er sich so wohl gefiel. Es schien ihm eine schöne, eine heilige Pflicht zu seyn, dem sein ganzes Leben in stiller Wehmuth zum Opfer zu bringen, von dem er das traurige Geschenk empfangen hatte. Er floh' die Menschen, weil sie nicht klagten; er wünschte, er glaubte, daß alles in seinen Gram einstimmen müßte; und den erklärte seine Schwermuth daher für gefühllos und leichtsinnig, welcher den Tod des braven Martin Straiton wußte, ohne betrübt zu seyn.

Der Edelmann im Dorfe, Herr von Blendow, nahm herzlichen Antheil an dem Unglück des jungen Mannes. Er lud ihn einigemahl zu sich zur Tafel, er kam selbst,

um ihn zu sich und zu zerstreuenden Lustbarkeiten zu bitten — Robert schlug alle Einladungen aus — und blieb allein.

Niemand aber im Schloße interreßirte sich lebhafter für den leidenden Nachbar, als Amalie, das Fräulein. Amalie hatte den èhmahligen Gespielen noch nicht vergessen, wenn er ihrem Herzen gleich nicht mehr das war, was er als Knabe galt, da beide in fröhlicher Unschuld gute Nachbarschaft hielten.

Amalie. Onkelchen, Onkelchen, sie streifen meinen Gränzen zu nahe.

Sie fühlte ein zärtliches Mitleiden. Sie dachte ihn sich nur immer mit dem leichenfarbnen Gesichte am Todesbette des Vaters; sie kannte ihn kaum. Er war dem kleinen Robert nicht mehr ähnlich, dessen Bild ihrer Einbildungskraft noch nie aus einer dämmernden Ferne vorschwebte; er war darum nicht minder liebenswürdig.

Schon drei oder vier Wochen war er nun im Dorfe gewesen, und sie hatte ihn noch nicht ein einzigesmahl wieder gesehen.

Das war doch grausam, wenigstens sehr unartig von ihm.

Auch die gnädige Frau von Blendow nahm das dem guten Robert sehr übel. Sie erwartet wenigstens von ihm eine Höflichkeitsvisite. Sie freute sich schon im Geiste, welche Augen der junge Herr machen würde, wenn er Malchen so vortheilhaft verwandelt sähe: das zwölfjährige Kind in eine neunzehnjährige Schönheit, das kleine Malchen in ein gnädiges Fräulein. — Aber Robert kam nicht.

„C' est un roturier," sagte die gnädige Frau: „wie will der vom Savoir vivre wissen? So sagte sie, und vergaß ihn.

Auch Amalie sagte so etwas Aehnliches, aber — vergaß ihn nicht.

Eichberg. (Lächelnd) Vortrefflich!

Amalie. (Springt auf und küßt den Onkel) das ist die Natur, die lebendige, reine, schöne Natur! — Sie vergaß ihn nicht!

Onkel. (Indem er den Zeigefinger auf die letzten Worte legt, mit Freundlichkeit)

Kinder, das glaubt ihr nicht, was mir das bei der Ausarbeitung Mühe gekostet hat.

Amalie. O, es ist, als hätten Sie Selbst geliebt, da Sie das schrieben. Man sieht die Mühe nicht.

Onkel. (Weise lächelnd) Kind, das ist die größte Kunst, die Kunst verbergen zu können!

Er las:

Das Schloß stieß dicht an das Haus des Pächters. Im Junius gab es laue düftige Mondscheinabende; dann lockten die Nachtigallen, dann der fernen Frösche einförmige Gesänge, dann die spielenden Mondschatten zum Lustwandeln. Amalie liebte die Juniusabende, und den Spaziergang. Dann schlenderte sie langsam durchs Dorf. Absichtlich oder nichtabsichtlich zog sie dann vor Roberts Hause vorbei; es brannte kein Licht in seinem Zimmer, es war immer dunkel. Sie hoffte immer von Abend zu Abend den ehemahligen Spielkammeraden endlich einmahl auf dem Bänkchen an der Hausthür, oder am Tische unterm breiten Nußbaume zu erblicken. Aber sie wandelte manchen Abend

durchs Dorf, und Robert ließ sich nimmer auf dem Bänkchen, nimmer unterm Nußbaume sehn. Und doch ermüdete sie nicht, denn sie liebte die Juniusabende, und die Stillung ihrer kleinen Neugier.

Tante. Herzensbrüderchen, du irrst dich. Das ist gewiß mehr als Neugier — das ist die alte aufwachende Liebe.

Onkel. (Mit einem großen Blick) Donner, ich glaube beinah selbst — — —

Amalie. O fahren Sie fort. Endlich wird sie doch den melancholischen Einsiedler sehn.

Und als sie einst so vorübergegangen war, und eben so langsam wieder zurückkehrte — da stand er plötzlich im hellen Mondscheine, klar und deutlich vor der Thür. Das gute Malchen erschrack von ganzem Herzen — ihr Wunsch war erfüllt; sie freute sich und zitterte doch. Der Schreck hatte sie zu sehr ergriffen. „Er wird denken, wenn du vorüber gehst, du gingest seinetwillen!“ dachte sie bei sich selbst: „und das

soll er nicht denken. Ich müßt ihn denn doch auch grüßen.“ So dachte sie, und machte einen großen Umweg durchs Dorf, um wieder ans Schloß zu kommen, ohne Roberten vorbeizugehen.

Tante. Ich finde an dem Fräulein eine noble Denkart.

Der Onkel ließ sich nicht stören, sondern las fort:

Aber sie lief sich fast athemlos, um nur bald das Schloß zu erreichen, ehe Robert wieder zurückginge in seine Wohnung. Vom Schloße aus wollte sie ihn dann beobachten.

Tante. Das ist Widerspruch in ihrer Denkart; das ist verzeichnet.

Onkel. Kindchen, die liebe Natur! Sie ist so neugierig, wie alle Weiber, und wills auch eben so wenig zu seyn scheinen

Amalie. Auch Neugier wars nicht, sondern sie wollte ihn nur an sich erinnern, an seine Pflicht ihn mahnen, ohne den

Schein zu behalten, als sey sie von seiner Gleichgültigkeit gekränkt worden.

Eichberg. (Amalie anlächelnd) Natur!

Der Onkel las. — Nein im Munde der Mädchen und Frauen ist nicht nein. Verweigerung des Handkusses ist stumme Forderung des Mäulchens. — Malchen wollte Roberten nicht vorbeigehen, um ihm nicht vorbeigehn zu müssen; sie wollte ihm lieber näher stehn.

Er war noch vor der Thür. Malchen war so eben keuchend vor der ihrigen angelangt. Ihr Vater stand vor dem Schloße im Schatten. Er sah sie in vollem Laufe herbeifliegen, dann sich erschöpft auf die steinerne Bank, zwischen den Säulen des Portals werfen.

Er erschrack, und ging zu ihr.

„Malchen, was hast du? warum so gelaufen?“ Malchen konnte lange nicht zur Antwort kommen; die Luft fehlte ihr noch zur kleinen Nothlüge.

„Dahinten“ stammelte sie endlich, und zeigte mit dem Finger nicht hin, wo Ro-

bert saß: dahinten ging ich neben dem Zaune von des Müllers Garten, dicht neben dem Kirchhofe, und da war mirs, als säh ich eine lange, weise Gestalt. Das erschreckte mich, jagte mir, närrischem Mädchen, Furcht ein, und ich ergriff die Flucht."

Das mußte nun der Vater glauben.

„Daß du dich doch immer vor deinen Ammenmärchen fürchtest!" sagte der Vater: geh' noch einmahl hin, und sieh recht zu, und so weiter. Ich gebe dir meine Parole, es war Mondschein an der getünchten Wand, oder ein fauler Baum, oder ein ausgehängtes Leinentuch, und so weiter.

Malchen war mit Aug' und Seele bei Robert, und hörte des Vaters Unterricht mit tauben Ohren. Sie stand auf, promenirte vor dem Schlosse auf und ab, ließ das helle, weiße Schnupftuch in der Hand flattern; blieb wieder stehn, sprach mit dem Vater sehr laut, daß man sie gewiß noch zwanzig Schritt hinter Roberten verstehn konnte, zeigte zuweilen nach dem Himmel, rief: O Vater! lieber Vater! sehn sie doch den schönen Stern! und sah nach Roberten hinüber.

Aber Robert saß mit verschränkten Armen vor seinem Hause, und sah nicht das flatternde Schnupftuch, hörte nicht die Ermahnung zur Betrachtung der himmlischen Gestirne. Sein Geist wandelte jenseits der Sternen.

Malchen wurde beinah böse. Sie beschloß von nun an den gefühllosen, unartigen Nachbar nicht weiter die mindeste Spur ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Wünsche zu zeigen. Sie drängte sich schmeichelnd an ihren Vater, und sagte: „o sehn sie doch, da sitzt der arme Robert vor der Thür. Rufen sie ihn doch. Er ist so schwermüthig!

Der Herr von Blendow sah Malchen mit einem scharfen Blicke an, und schwieg. Malchen fühlte, daß sie Unrecht gethan habe; „aber“ lispelte sie: ich sage ja nur, daß er dasitzt.“

„Ich gebe dir meine Parole,“ sagte der Herr von Blendow: „daß ich die Drohungen deiner Mama erfüllen, und dich in den nächsten Tagen wieder in die Stadt schicken werde, und so weiter. Schämst du dich nicht, immer und immer, und immer von dem Narren zu sprechen? Nun allmählig

wird es mir auffallend, und so weiter. Pfui, solch' ein bürgerlicher, gemeiner Charakter wie jetzt in allen deinen Äußerungen sichtbar wird = = = es ist unbegreiflich! von wem hast du das gelernt? Ich dächte, du liefest lieber zu ihm hin, und hingst dich an seinen Hals. Pfui!„

Malchen. Seyn sie nicht böse, lieber Vater. — Ich denke nur, er war sonst mein Spielkammerad, als ich klein war. Und jetzt thut er so fremd, als hätt' er mich nie gekannt.

Herr von Blendow. Du treibst es zu weit. Das Spielen ist vorbei und so weiter. Er ist erwachsen, und fühlt den Unterschied des Standes, welcher dich von ihm scheidet. Aber doch ist er zu stolz, diesen Unterschied bei dir anzuerkennen, die er sonst Du nennen durfte. Er entfernt sich also; er verachtet dich. Da der Robert ist ein Pröbchen von der neusten Erziehung. Da bleibt er sitzen, und erwartet, daß ich ihm meine Aufwartung mache.

Malchen. Er erwartet es gewiß nicht.

Hr. v. Blendow. Du sollst ihm nicht das Wort, und so weiter. Sieh', ich ge=

be dir meine Parole, daß ich's nicht leiden kann, wenn du dich ihm nachwirfst. Unterschied der Stände muß seyn; er ist von Gott eingeführt. Und wenn der Pächtersjunge ein Edelmann wäre, so müßtest du ihn kaum merken lassen, daß er dir lieb sey: geschweige nun, da er Bürger oder Bauer ist. —

Malchen. Wir hatten uns doch sonst lieb, Väterchen, und Sie waren damit zufrieden.

Hr. v. Blendow. Damahls waret ihr Kinder. Jetzt seyd ihr erwachsen und so weiter. Ein Frauenzimmer von Adel ist, oder muß immer zweimahl adelicher seyn, als ein Mann von Adel; es muß zweimahl strenger über das Heiligthum seiner Standesrechte halten; — so wie auch ein bürgerliches Frauenzimmer immer eine Stufe höher steht, als der bürgerliche Mann. Daher einem Edelmann es bei weitem nicht so sehr zur Schande gereicht, sich mit einem bürgerlichen Frauenzimmer einzulassen und so weiter, als einer adelichen Dame, wenn sie für einen Mann bürgerlicher Herkunft Affektion spüren läßt.

Verstehst du mich? Ich gebe dir meine Parole, daß das wahr sey.

Tante. Ich gebe dem Herrn von Parole meine Parole, daß das nur unter gewissen Einschränkungen wahr sey, und Malchen ist eine Thörin, wenn sie es glaubt.

Amalie. Freilich, Tantchen. Nicht so? der Herr von Blendow taugt nichts. Er gefällt mir gar nicht.

Tante. Zwar statuir' ich, wie billig, einen gewissen Unterschied zwischen Adelichen und Bürgerlichen, aber dieser darf nicht weiter gültig gemacht werden als bei Vermählungen. Außerdem entehrt der Umgang mit den Bürgerlichen keineswegs. Herr von Blendow hat eine besondere Adelsphilosophie. Wahrscheinlich war er seiner Gemahlin nicht immer beim Anblick eines schönen Bürgermädchens getreu. Daher will er nun gar zu gern die bürgerlichen Mädchen adeln.

Onkel. Hast recht. Unsere Lebensphilosophie ist meistens Advokatenlogik zu Gunsten unserer Thorheit. Uebrigens gesteh' ich, ist der ganze Herr von Blendow ein Hansdampf. Aber er ist doch nothwendig, um

seine Tochter vom Robert abzuziehen, denn das Fräulein kann doch unmöglich den Sohn des Pächters heurathen auf den Inseln im Südmeere. Das ist wider die Ordnung und keine Natur.

Amalie. Er war mir schon mit seinem ewigen Parole geben zuwider.

Onkel. Kind, das charackterisirt den Mann. Es gibt viele Menschen, welche sich derlei Redensarten angewöhnen; das sind bloß Schallwörter, Lückenbüsser, im zerrissenen Zusammenhang der Rede, Gedankenstriche. Wer ihrer bedarf, verräth, daß er nicht viel Uebung im Reden oder im Denken habe. Und ich halte viel auf gut Reden und gut Denken. Das ist mein Symbolum. Es sind üble Gewohnheiten, welche die Phisiognomie der Seele eben so unangenehm verzeeren, als körperliche Angewohnheiten den schönsten Mann entstellen.

Tante. Mit der Einschränkung: unleidliche Angewohnheiten.

Onkel. Das presumir ich. (Er liest weiter).

Der] Herr von Blendow sagte seiner

Tochter noch dies und das zur Warnung und Besserung; sie sah unverwandt nach Roberten, und gelobte sich zu ändern.

Es war heut der erste Abend gewesen, welchen Robert vor dem Hause zubrachte. Aber Malchen hätte in der ersten und zweiten Stunde seines Dasitzens dicht an ihm vorüberstreifen, ihm auf die Zehen treten können, ohne daß er's gewahr geworden seyn würde.

Mit düsterm Blick leistete er den spielenden Schatten des hohen Nußbaums Gesellschaft, welche über jene Stelle am Hause schwebten, wo der Vater Martin todt zu seinen Füßen gesunken war, wo der fromme Greis sich von der höchsten Stuffe des Enzückens aus dem Leben hinweggeschwungen hatte.

Das weckte nun alle eingeschlafenen Erinnerungen wieder auf; der müde Gram ermunterte sich; die trokenen Augen näßten sich von neuem, und mit gen Himmel gewandtem Blick, lispelte er leise, und die Thränen brannten auf den Wangen: „O du, mein lieber Vater!“

Er ermannte sich endlich wieder. Er

schrieb diese Fassungskraft seiner Seelenstärke zu, was doch nur Schwäche und Erschöpfung war. Er sah um sich her, und erblickte Malchen unter dem Portal vor dem Schloße wandeln. Sie drehte sich noch einigemahl um. Es war ihm, als sähe sie herüber zu ihm. Sie verschwand.

Noch hatte er seine Tugendfreundin gar nicht wieder gesehen, seitdem er im Dorfe war. Auch schien ihm die schlanke, weibliche Gestalt vor dem Schloße nichts weniger als Malchen zu seyn, denn sie war dazu viel zu groß. Aber der Anblick einer weiblichen Bildung und vor dem Schloße war doch schon genug, ihn an seine kleine Freundin zu erinnern. —

Jetzt fühlte er selbst zum erstenmahle, daß ihm Zerstreuung nothwendig sey, wenn er nicht erkranken wolle.

Er dachte also, wenn gleich mit peinlicher Wehmuth, seiner Kinderzeiten, wo er noch den geliebten Vater sein nennen konnte, wo er oft mit Malchen zu ihm lief, und sich mit ihr über die großen Erdbeeren freute, welche er ihnen beiden mit Sorgfalt gepflückt hatte.

Jetzt fühlte er selbst zum erstenmahle, wie unartig es von ihm bisher gewesen sey, sich noch nicht einmahl im Schloße, wenigstens aus Höflichkeit, gezeigt zu haben; und er beschloß am folgenden Morgen, den Fehler zu vergüten.

Wirklich machte er sich am andern Tage auf; er ging ins Schloß, aber durchaus ohne Freude, ohne fröhliche Erwartungen beim ersten Wiedererblicken des kleinen Malchens.

Er ließ sich von dem Bedienten melden. Der Herr und die Frau von Blendow waren im Garten. Man führte ihn dahin.

„Ei, sieh' da, Monsieur Straiton!“ rief die Frau von Blendow mit einem gellenden Schalmeienton, vor welchem alle Vögel erschrocken aufflogen: „wie kommen wir zu dem Glücke?“

Robert bath in den verbindlichsten Ausdrücken um Verzeihung, daß er bisher seine Schuldigkeit noch nicht bewiesen hätte. Er sprach so artig, daß man allerdings damit hätte zufrieden seyn können. Aber zum Unglück vergaß er, der gnädigen Frau die dür-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

re, dickgeäderte Haut zu küssen. Das nahm sie, wie billig, sehr übel.

„Nun, Sur mon honneur," sprach sie im obenerwähntem Schalmeienton. „Er ist ja ordentlich blas geworden vor Chagrin. Geb' Er sich zufrieden; heurath' Er sich ein hübsches Mädchen, und setz' Er die Wirthschaft seines Vaters fort."

Robert sah die Dame mit zwei entsetzlich großen Augen an. „Sie scheinen mich zu verkennen, gnädige Frau." Entgegnete er, und musterte sie von Kopf bis zu den Füßen, worauf er ihr den Rücken zudrehte, und sich zum Herrn von Blendow wandte.

„Er ist doch recht hübsch erwachsen!" sagte dieser: „Es ist ein Glück, daß Ihn sein Vater beizeiten von den Soldaten loskaufte."

Robert machte wieder zwei große Augen.

„Ich bin Robert Straiton, Herr von Blendow, und nicht ihr Kutscher, wenn sie es noch nicht wissen sollten!"

Der Herr von Blendow verfärbte sich vor Entsetzen bei dieser höchst sonderbaren Anrede. — Die gnädige Frau trat ihm

jetzt mit hochgeworfener Nase, und untereinander geschlagenen Armen entgegen: „Qu' est ce que vous plait?“ fragte sie: „denkt Er, wir sind blind?“

„Nein,“ antwortete Robert, und eine sanfte Rede des Unwillens färbte seine blassen Wangen: „nein, ich denke, ich denke, Sie sind etwas unhöflich.“

„Monsieur?“ fieng die Dame an, indem sie ihn mit den Augen erschlug, und zwei blauröthliche Adern, wie zwei verschlungene Regenwürmer ihr an der Stirn sichtbar wurden: „sey Er nicht unverschämt, wir verstehen sein Grossierete nicht.

„Desto besser verstehen Sie sich auf die Ihrige!“ erwiederte Robert.

„Sey Er ein wenig vernünftig,“ sagte Herr von Blendow: sonst geb' ich Ihm meine Parole, daß er ganz ungesegnet von dieser Stelle kömmt.“ —

Robert wurde wild, er setzte seinen Huth auf, ballte die Faust und rief: Herr, wenn Er nicht ein andresmahl gescheiter und höflicher spricht, und mich für seinen Kutscher hält: so will ich Ihm die Artigkeit mit Kutschermethode einbläuen. — Dar-

nach richt' Er sich! will Er noch mehr, so bin ich jederzeit bereit, Ihm Satisfaktion zu geben.“ Damit drehte er sich um, und verließ ungestüm den Garten. Malchen kam, da sie Roberts Ankunft vernommen hatte, den Gang heraufgeflogen; er streifte wild an Malchen vorüber; er sah sie nicht.

Jetzt erhob sich hinter ihm ein schreckliches Donnerwetter. Der gnädige Herr und die gnädige Frau, ohne sich von ihrer Stelle zu bewegen, erhoben ihre Stimmen mit solcher Lebhaftigkeit, daß man sie in allen Gegenden des Dörfchens hören konnte; in der Ferne klang es wie Schalmeiengeheul und Klarinettengeschnarr. — Sie schrien ihm alle mögliche Schimpfreden nach, und ließen sich die Sache so eifrig angelegen seyn, daß sie nach einer halben Virtelstunde noch so munter mit der Zunge waren, als hätten sie eben erst begonnen. Jemehr Bauern und Bäuerinnen draußen, hinter den Stäben des Gartenstakets sichtbar wurden, um so mehr verdoppelten Herr und Dame ihren Eifer, weil sie nicht für sich, sondern zur Belehrung anderer schimpften. — Die gnädige Frau hatte darin freilich mehr Ehr=

gefühl, da sie, als eine Dame von Stande sich unmöglich herabwürdigen konnte, etwas zur Belehrung der horchenden Bauern zu thun. Allein sie sah die Bauern nicht, denn sie pflegte beim Schelten in der Wuth gewöhnlich ihre kleinen Augen fest zuzudrücken, zum Beweise, daß sie alle die Schimpfwörter auswendig wüßte.

Herr von Blendow hörte dann und wann auf. Aber weil seine Dame noch immer unerschöpflich war, so wollt' er ihr in der Beredsamkeit nichts nachgeben, und fing wieder mit an.

Endlich war man beiderseits von dem Geschäfte ermüdet, und machte das Finale, doch nicht, ohne dann und wann ein vergessenes Schmachwörtchen laut werden zu lassen; so wie eine lange geläutete Glocke noch immer einige Schläge nachthut, wenn sie auch nicht mehr gezogen wird.

Unterdessen stand Malchen noch wie eine Bildsäule an eben der Stelle, wo Robert ihr vorübergestreift war. Er hatte sie nicht einmahl bemerkt. Das war schmerzhaft. Mit Erstaunen sah sie ihn düster und glühend neben sich hinstürtzen; mit Erstau-

nen hörte sie das älterliche Sarcasmen-Concert. Sie zitterte an allen Gliedern, sie erfuhr das traurige Abentheuer erst spät, und erfuhr alles so verunstaltet, wie der Zorn die Wahrheit zu verunstalten pflegt.

„Robert," hieß es, sey gekommen, um nur eine Gelegenheit vom Zaune zu reißen, dem Herrn von Blendow die kränkendsten Sottissen zu sagen; er habe diesen endlich sogar mit den Fäusten schlagen wollen. Die Mähr' lief durchs Dorf. Die Bauern freuten sich heimlich über Roberts Muth, und gaben öffentlich dem Herrn von Blendow Recht.

Malchen glaubte den Worten ihrer beleidigten Aeltern; Sie theilte mit ihnen ihre Kränkung und ihren Zorn wider den unverschämten, stolzen Nachbar. Sie dachte seiner nicht mehr, oder nur mit Unlust, und sehnte sich nicht im geringsten, einen Menschen kennen zu lernen, welcher als Knabe vollkommener und liebenswürdiger, denn als Jüngling war. Von dieser Zeit an wurde der Name Robert nicht weiter im Schloße genannt, so sehr haßte man, verachtete man ihn; — Malchen dachte: Menschen häuten sich, wie

die Schlangen; sie streifen jährlich ihren Karakter ab. Wenn Malchen vieles für ihren ehmahligen Gespielen thun wollte, so bedauerte sie ihn, daß er in der Stadtschule so ausgeartet sey. Wäre er beim Vater geblieben, so wär er besser geworden. Denn Liebe sorgt besser, als Pflicht; der Eigenthümer ist fleißiger, als der Miethling; Schulpensionen sind freie Wälder, wo die Scheere nur Gottes liebe Werke verhunzt.

Tante. Du schleuderst deine Blitze in und ausser unserer Geschichte. Ich habe lange geschwiegen — aber hier treibst du es wieder zu arg, Brüderchen.

Onkel. (Heftig.) Schwester! ich sage dir, — sprich mir nichts von den Schulerziehungen und Schulpensionen; sie taugen nichts! Es ist ein Glück, ein besonderer Zufall, wenn im dicken Walde ein Fruchtbäumchen gedeiht, nicht verwildert, nicht erdrückt wird. Aelternliebe sorgt besser, als Schulmeisterpflicht. Wer im Solde der Natur steht, arbeitet fleißiger, als der gedungene Taglöhner im Menschensolde. (Er liest):

Robert war nicht weniger beleidigt. Er blieb jezt ein für allemahl in seinen vier Pfählen; schloß die Rechnungen in der Pacht und Wirthschaft ab, weil er sich fest vorgenommen hatte, das Dorf sobald als möglich zu verlassen. Der entwürdigende Ton, das kränkende „Er“ des Edelmanns und seiner Gemahlin hatten ihn von aller Sehnsucht, von allen Wünschen geheilt, das idealische Malchen in der Wirklichkeit wiederzusehen. Die Frucht liegt selten weit vom Stamme; der schönste Marmor bleibt ohne Meisel ein Feldstein. Es ist zuweilen der Traum in der Nacht schöner, als die Wirklichkeit des Tages. Er behielt also sein idealisches Malchen im Sinn, und das „Wirklich“ weit von sich. Sein Entschluß, das Dorf zu verlassen, wurde durch eine schreckliche Begebenheit noch fester bestimmt. Ein fürchterliches Getümmel und Rufen weckte ihn einsmahl in der Nacht. Er hörte in der Thurmglocke stürmen. „Feuer! Feuer!“ schrie man auf und ab. Er sprang aus dem Bette; warf sich in die Kleider; floh zur Thür hinaus, und sah die Flammen überall aus dem Dache des Schloßes, zwi-

schen den Ziegelsteinen vorlecken. In eben dem Augenblicke fuhren die Dampf - und Feuerstöße aus den Fenstern des Schloßes,

Es dauerte nicht lange, so loderten auch die Scheuern auf dem Schloßhofe. Man hatte nur eine Feuerspritze im Dorfe; es währte lange, eh' die Spritzen der nächsten Dörfer herbeigehohlt wurden. Die Bauern, welche in der Nähe des Schloßes wohnten, suchten nur das Ihrige zu retten; riefen dazu alle ihre Bekannten, Verwandten und Freunde um Hilfe, so, daß das brennende Schloß ohne Anstalten zur Rettung blieb.

Es war eine finstere Nacht; der ganze Himmel schon mit Gewölken überzogen; der Mond schon unter. Robert, ohne sich zu besinnen, eilte ins Schloß, dessen Bewohner in der größten Bestürzung durcheinander liefen. — Er sprengte die Zimmer auf, schleppte die Meublen heraus; rief Bauern herbei, und trieb sie mit Gewalt heran zur Rettung.

Halb erstickt brachte man die Frau von Blendow und ihre Fräulein Tochter aus einem Zimmer getragen. Der Herr von Blendow lief, halb angekleidet, unter den Ar-

beitern umher, wie ein Verzweifelnder. Robert wagte sich in alle Flammen; rettete, was zu retten war, und ordnete die Mittel zur schleunigsten Tilgung des Brandes an.

In diesem Geschäfte kam er auch auf die Strasse hinaus vorm Schlosse. Da lag am Zaune drüben eine wümmernde Weibsgestalt im leichten Nachthabit, der kalten, feuchten Witterung Preiß gegeben. Er trat näher. Malchen war's, die da lag; hingeworfen war sie da mit ihrer Mutter; die Mutter hatte sich in ein entferntes Bauernhaus begeben. — Malchen lag noch verlassen da.

Robert ergriff ihre Hand. Er kannte das Fräulein nicht. Sie folgte ihm willig. Er führte sie in seine Wohnung, in sein Zimmer, wo sie ohnmächtig auf einen Stuhl sank. Beim Schimmer der Nachtlampe erkannt er im blassen Antlitz der Ohnmächtigen verwandte Züge mit den Zügen seines idealischen Malchens. Er sprang hin; riß seinen großen, weißen Tuchmantel von der Wand herunter, und wickelte die Unglückliche darin ein, denn sie fror und bebte. — Sie schlug die Augen auf, während er so mit ihr

beschäftigt war. Sie erkannte ihren ehmahligen Jugendfreund, und stammelte: „Robert!“

Aber Robert hörte sie nicht. Er war schon wieder davon gerannt, um weiter zu helfen.

Der Herr von Blendow hatte allmählig seine Besinnung zurückempfangen. Er lief überall selbst hin, wo die Noth am größten war, und ermunterte die Thätigkeit der Bauern. — „Das hat mir Robert gethan!„ dachte er, und rechnete alle Wahrscheinlichkeiten zusammen, und wurde immer überzeugter, daß kein anderer, als Robert der Stifter des Unglücks sey — ungeachtet Niemand die Schuld hatte, als ein Kammermädchen der gnädigen Frau. Das Mädchen hatte noch im Bette ein Liebesgeschichtchen gelesen, war darüber eingeschlafen, ohne das Licht zu löschen; das Licht hatte Bett' und Tisch ergriffen, und die Verheerung weiter verbreitet.

Das wußte der Herr von Blendow nicht. Er sah in jeder Flamme nur Roberts Rache und Boßheit. Er beschloß, den vermeintlichen Mordbrenner sogleich arretiren

zu lassen; er lief hin, fragte alle Bauern nach ihm; jeder wollte ihn bei der Arbeit gesehen haben, aber keiner sah ihn jetzt; das bestärkte den Verdacht des Herrn von Blendow. Wüthend lief er auf den Schloßhof, ergriff da einen Brand, und schleuderte ihn über die Mauer auf Roberts Scheure, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Tante. Das ist ja ein niederträchtiger Mensch!

Onkel. Kind, ein leidenschaftlicher Mensch. Leidenschaft aber ist ein schlechter Rechenmeister, ein Maulwurf mit Tigerklauen und Löwenkraft. Der weiseste Mann kann zuweilen Tollhäuslerstunden haben, das ist mein Symbolum.

Amalie. O, lesen Sie weiter! sonst brennt auch Roberts Haus ab.

Der Onkel schmuzelte, und gehorchte.

Indem der unglückliche Wurf geschehen war, fühlte sich der Herr von Blendow von einer gewaltigen Faust im Nacken ergriffen.

Plötzlich wurd' er nüchtern. „Mordbrenner!“ flüsterte ihm mit gedämpfter Stimme Robert Straiton ins Ohr. Der Herr von Blendow erschrack; verlor die Sprache. Er sah seinen Richter vor sich, — er machte Bewegungen um zu reden; aber Robert hörte ihn nicht weiter an, sondern lief durchs Schloß, um seiner eignen Wohnung zu Hilfe zu kommen.

Mitten in seinem Laufe verlor er durch einen betäubenden Schlag alle Besinnung. Er stürzte zu Boden. Ein abgebrannter Balken war herabgeschossen, und hatte sein Haupt getroffen.

Als er zu sich selbst kam nach einer Viertelstunde, fand er sich auf dem Schloßhofe in einen Winkel hingeworfen. Er sah es hell über die Mauer vor seiner Wohnung herüberleuchten. Er raffte sich schaudernd zusammen, schleppte sich mühsam über den glimmenden Schutt des niedergerissenen Schloßflügels, und sah seine Wohnung vorne noch unversehrt, aber in dem Hintergrunde von den Flammen ergriffen, ohne daß für Löschung gesorgt war. Er sammelte in der Verzweiflung seine Kräfte; sprang in das Haus. Dampf und Glut schlugen ihm

überall entgegen. Malchen lag ohnmächtig auf der Erde. Er faßte sie auf, und trug sie durch die Flammen.

In der freien Luft genas sie allmählig, aber Robert verlor Macht und Besinnung. An der Thür einer Bauernhütte sank er erschöpft unter seiner Bürde nieder, und schlummerte in eine sanfte Ohnmacht über.

Onkel. Das Kapitel ist zu Ende.

Amalie. Und wie fürchterlich?

Eichberg. Unsere Robinsone werden zittern, so oft sie erfahren, daß ihre Regierung beginnt, Herr Major.

Onkel. Kinderchen, sagt mir nichts. Ich glaube, so ist's gut. Dir Malchen hab ich's nun zwar zu Gefallen gethan, und die jungen Leute darinnen verschont. Aber Robert und Herr und Frau von Blendow stehen gegenseitig in einem so üblen Spiele gegeneinander, daß an die Liebe mit dem Malchen durchaus nicht zu denken ist. Dazu kömmt, daß der Edelmann mit seiner Familie durch den Brand genöthigt wird, das Dorf zu verlassen. Robert wird sich auch nach einem andern Aufenthalt umsehen, und

gewiß nicht die Blendowsche Nachbarschaft suchen. Folglich, Kinderchen, ist alles wohl gemacht.

Amalie. O gewiß ist's nicht wohlgemacht, die armen Leute so mit Feuer und Brand aus dem Hause zu jagen.

Onkel. Kind, eh' Robert nicht seine Insel hat, laß ich ihm keine Ruh, sondern fege immer mit Feuer und Schwerdt hinter ihm her, und sollt' ich ihn dreimahl um die Welt herum jagen. Auch rath' ich dir wohlmeinend, gib ihm ein andres Mädchen seines Standes, wenn du willst, daß ich das Mädchen gnädig anschauen soll. Außerdem will ich das Fräulein von Blendow dermaßen heimsuchen, daß sie in der Angst sich noch von dem Robert losschwören muß. Uebrigens hab ich nichts wider das Mädchen; es ist ein seelengutes Kind, und ich bleibe ihr in Gnaden gewogen.

Tante. Nur Schade, daß sie das Kind so ruchloser Aeltern ist.

Amalie. O Tantchen, was thut das? Robert soll ja auch die Aeltern nicht lieben.

Onkel. Der Rauch ist häßlich, und ist doch der Vater der Flamme. Amalie ist

gut — nur die Aeltern — bring' ich noch um.

Die Reihe der Erzählung traf die Tante. Ihr wurde eben feierlich das Corduanbuch übergeben, als Malchen sich der Tante bittend um den Hals warf, und das Buch für sich erflehte.

„Der Onkel hat sie mir alle unglücklich gemacht; in dem stillen Dorfe gesengt und gebrennt, wie ein Pandurenobrist; den guten Robert beinah todtgeschlagen; Amalie halb verbrannt; alle rein ausgeplündert — o Tantchen, erlauben sie mir, daß ich die guten Menschen mit ihrem Schicksal versöhne.“

Die Tante ließ sich erbitten, und dießmahl um so williger, weil sie schlechterdings mit dem Herrn von Blendow nichts zu schaffen, auch schlechterdings mit der dickädrigten Frau von Blendow in keine näheren Verbindungen tretten wollte.

Der Onkel protestirte allein gegen Malchens Begehren, und zwar, weil dieß ein Konstitutions wiedriger Schritt seyn würde. Aber er konnte der schönen Schmeichlerinn

unmög-

unmöglich länger als zwei bis drei Minuten widerstehen. Da gab er nach, doch mit den Bedingungen, daß sie

1) Die Szene aus dem Dorf in eine Seestadt verlegen;

2) Malchens Aeltern nicht allzuglücklich machen sollte, weil man das Laster nicht belohnen müße, und das sie

3) Für Roberten ein bürgerliches Frauenzimmer erkiesen solle, weil er keine standeswidrige Liebe bis zur unbewohnten Insel nähren dürfe, ohne sich selbst unglücklich zu machen.

Die beiden ersten Punkte der Kapitulation wurden ohne Bedenken bewilligt. Die dritte Forderung enthielt einen verletzenden Eingriff in Malchens Rechte, und konnte deßwegen nicht anderst als verweigert werden.

Der Onkel gab bei zwei gewonnenen Punkten mit leichtem Herzen die Erfüllung des dritten auf. Malchen empfing das Corduanbuch. Niemand war fleißiger denn sie.

So oft sie sich hinsetzte an den Schreibtisch, rief sie das Bild des liebenswürdigen, jungen Eichberg auf, um sich zu begei-

stern, sich in Malchens Lage hinein zu träumen. Doch sie durfte diese Muße nicht so mühsam, wie ein epischer Dichter beschwören; sie erschien so gern von selbst. Eichbergs Bild begleitete sie durch alle Tagesstunden, durch alle Träume der Nacht.

Ihre Arbeit war bald vollendet. Die Lichterstunde erschien. Malchen nahm den Platz am braunen Tischchen ein. Unwillkührlich glitt ihr Blick oft über das große Buch, während des Lesens, zu Eichbergen hinüber, und Eichbergs Herz schlug lauter, und seine Seele schwelgte in der Umarmung dunkler Ahnungen.

Die Fortsetzung hievon folgt im zweiten Bändchen.

II.

Beckers Abentheuer

auf einer

Fußreise.

Abentheuer auf einer Fußreise.

Becker kam einmahl auf seiner Fußreise des Abends an ein kleines Dorf im Walde, und bat in dem ersten Hause um ein Nachtlager. Die Wirthin öffnete ihm die Thüre; als sie aber seinen Hirschfänger erblickte, und die große Dogge, erblaßte sie vor Schrecken. — Becker glaubte, sie fürchte sich nur vor dem Hunde, und versicherte sie, daß sein Herkules sanft wie ein Lamm sey, und keinem lebendigen Geschöpfe etwas zu Leide thue. Er sey nicht, setzte er hinzu, jener furchtbare Herkules, der den nemäischen Löwen und die lernäische Schlange erlegt habe; sondern vielmehr dem unbewaffneten und sanften Anbether der Schönen ähnlich, dessen Keule die Liebesgötter am Hofe der lydischen Königin zum Steckenpferd brauchten, und dem Om=

phales Pantoffel auf den Backen spielte. Da sich die Furcht des Weibes nicht legte, so glaubte Becker, nichts weiter könne daran Schuld seyn, als ihre Unkunde der Mythologie; er ging also zum Tische, und legte seinen Huth, sein Bündel und seinen Hirchsfänger ab — setzte sich auf die Bank und seinen Herkules streichelnd, bat er die Wirthin ihm irgend etwas zum Abendbrode zurechte zu machen. „Wir sind arme Leute, antwortete sie, wir haben nichts!“ — Wenigstens wird sich doch ein Huhn oder Ente finden? — „Ach nein!“ — Nun so gebt mir Milch. — „Wir haben keine.“ — Oder Käse? — „Auch Käse ist nicht da.“ — Nun so muß ich mich wohl mit trocknem Brode begnügen. — „Auch Brode haben wir nicht.“ — Becker sprang auf, Herkules fing an zu bellen, und die Wirthin lief schreiend davon. Ihr könnt euch leicht vorstellen, wie man sich nach einer Fußreise von mehreren Meilen nach einer Mahlzeit sehnt, und so werdet ihr es wohl verzeihen, daß Becker eben nicht mit der freundlichsten Miene aufsprang, als er hörte, daß man ihn Hungers sterben lassen wollte. —

Die Wirthin war nun entlaufen, — was sollte er machen? — er ging in der Stube hin und her, und sah endlich in einem Winkel ein Stück schwarzes vertrocknetes Brod. Er nahm es, und fing an zu essen, und theilte auch dem treuen Herkules einige Bissen mit, der ihm durch verschiedene Zeichen zu verstehen gab, daß er eben so hungerig sey, wie er. —

Nach einigen Minuten trat ein langer Mensch mit einer schwarzen Weste in die Stube. Er sah bald Beckern an, bald auf den Hund, bald auf den Hirschfänger, — erblaßte, und ging eilig davon. —

Was mag das bedeuten? und blickte bald auf seinen Hund, bald auf den Hirschfänger, ohne irgend etwas Fürchterliches an ihnen zu entdecken. Umsonst wartete er auf die Zurückkunft seiner Wirthin. Endlich verlor er die Geduld, und ging vor das Haus; aber drauß war alles still und dunkel, nur in zwei oder drei Häusern war noch Licht, und in der Ferne rauschte der Fichtenwald. Becker kehrte wieder zurück ins Haus, legte sich in das Bette der Wirthin, zog die Nachtmütze über die Ohren und schlief ein.

Er hatte aber nicht lange gelegen, als ihn das Bellen seines Hundes wieder erweckte. Er horchte, und hörte verschiedene Stimmen vor der Thüre: „Ich gehe nicht zuerst,“ sagte die eine — „Ich auch nicht,“ die andere — „Geh du zuerst,“ die dritte — „Du hast eine Flinte, du kannst ihn von weitem niederpuffen, lispelte die vierte. — Becker ist nicht furchtsam, aber da er merkte, daß die Rede von ihm sey, und daß man ihn und keinen andern von Weitem niederpuffen wolle, so sprang er erschrocken aus dem Bette, lief an den Tisch, wo noch das Licht brannte, zog seinen Hirschfänger heraus, und nahm diese fürchterliche Waffen in seine rechte Hand, während er in seiner linken, statt eines Schildes, einen hölzernen Stuhl hielt. So gerüstet rief er mit starker und gräslicher Stimme: „Wer da? Wer da? Antwort!“ Alles blieb still. Unser Held wiederhohlte seine Fragen. Vor der Thüre erhob sich ein Geflüster; und Herkules, der die Geduld verlor, näherte sich der Thüre, und öffnete sie mit seiner Pfote. Was erblickten Beckers Augen? — Sechs oder sieben Bauern mit Flinten, Säbeln und

Knütteln bewaffnet standen zum Angriffe bereit. Der Hund stürzte sich bellend zwischen die Füße des Ersten; dieser Unglückliche kam auf ihn zu reiten, und schrie aus allen Kräften: „Hilfe! Hilfe! Mord und Todtschlag! Freunde, rettet, rettet euren Schulzen! — Aber seine Freunde und Gehülfen standen unbeweglich, und schrien zitternd vor Furcht gleichfalls: „Hilfe! Mord und Todtschlag!„

Als Becker sah, daß die Feinde nicht zu den tapfersten gehörten, und folglich nicht sehr gefährlich wären, faßte er Muth, ging auf sie los, und fragte sie, wär sie wären? Ob Räuber oder Spitzbuben, oder Verrückte? Niemand antwortete — alle schrien unaufhörlich: Mord und Todtschlag!— Unterdessen ward es Herkules überdrießig die Rosinante des Schulzens zu machen, und warf ihn ab. Bellend stürzte er sich unter die übrigen Bauern, die erschrocken nach allen Seiten flohen.

Der Kommendant des Dorfes lag unterdessen ganz still auf der Erde, und rührte sich nicht, weil er sich schon nicht mehr für lebendig hielt. Aber Becker trat zu ihm, hob ihn auf, stellte ihn auf die Füße, und

fragte ihn, indem er ihn bei den Kragen schüttelte: „Wenn du wirklich bei Sinnen bist, so sage mir einmahl, warum ihr so bewaffnet erscheint, und aus welcher Absicht ihr eigentlich gekommen seyd?“ — Endlich antwortete der arme Schulze mit zitternder und stockender Stimme: daß sie ihn für den berüchtigten Räuber der Gegend gehalten hätten, der immer mit einem Hirschfänger und einem Hunde gienge, und auf dessen Kopf einige hundert Thaler gesetzt wären.

Becker bemühte sich, ihn vom Gegentheil zu überzeugen, wies ihm seinen Paß, und sprach so sanft und freundlich mit ihm, daß der arme Don Quixotte endlich aufhörte zu zittern, und, nachdem er seiner beängstigten Brust durch einen Seufzer Luft geschafft, sich an Beckers Hals warf, und vor Freuden springend ausrief: „Gott sey Dank! Gott sey Dank, daß Sie nicht der Räuber, sondern ein guter Mensch sind! — Gott sey Dank, daß wir sie nicht erschossen haben! Gott sey gelobt, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, eine gewisse Furcht empfand, als ich auf Sie losdrücken wollte! Jetzt fort mit mir, Herr Doktor; Sie

sind mein Gast! Jetzt wollen wir lustig seyn, ob es gleich Nacht ist. Im Dunkeln ist gut munkeln! Kommen Sie, Herr Doktor, kommen Sie! Ich habe Enten und Hühner, und alles, was Ihnen gefällig ist."

Er zündete nun die Laterne an, nahm Beckers Reisebündel, und hieng, auf erhaltene Erlaubniß, den Hirschfänger über die Schulter, setzte seinen Huth auf, und marschirte nun stolz voraus, indem er Beckern leuchtete, der sich unterdessen über nichts mehr freute, als über das versprochene Abendessen; denn das Stück trockenes Brod, daß er im Winkel gefunden hatte, war nur wenig im Stande gewesen seinen Hunger zu stillen. Herkules, der, nachdem er alle Feinde verjagt hatte, sich wieder bei seinem Herrn einfand, schloß sich nun an den Zug an, und beantwortete das Bellen der Dorfhunde mit seiner respekteinflößenden Stimme. Als jetzt die auseinander geflohenen Bauern ihren Schulzen triumphirend mit dem Hirschfänger einher stolzieren sahen, faßten sie wieder Herz, und näherten sich. Da erzählte ihnen nun der Schulze mit lauter Stimme, o der Fremde sey nicht der Räuber, sondern

ein hochgelahrter Herr Doktor, der incognito reise. Die Frau des Schulzen und seine zwei Töchter liefen ihm freudig entgegen, und haben gar bald vor Freuden geweint, daß ihr Mann und Vater sein gefährliches Abentheuer so glücklich bestanden habe. — Becker kann die Gastfreundlichkeit und das gute Abendessen des Schulzen nicht genug loben, der sich freundschaftlich zu ihm setzte, und ihn über Seltenheiten befragte, die er auf seinen Reisen in Norden und Süden gesehen habe, oder auch selbst Anekdoten von dem Räuber erzählte, der über zwei Jahre in ihrem Walde hause, und immer einen Hirschfänger trage, und einen Hund hinter sich habe, wie er die Reisenden beraube, und das ganze Dorf in Schrecken setze. — „Nur ich fürchte mich nicht vor ihm, fuhr er fort, nachdem er einige Gläser Brandwein getrunken hatte, ja er sollte mir nur in die Hände gerathen! Ja, Herr Doktor', daß versicher' ich Sie, unsere Familie ist berühmt wegen ihrer Herzhaftigkeit. Mein Großvater war das Schrecken aller Räuber, und war fünfzig Jahre Schulze im Dorfe, und mein Vater gieng niemahls in den Wald,

ohne die Haut eines erschlagenen Bären mit sich zu bringen. Was mich anbetrifft, so will ich mich nicht selbst loben, oder mit meinen Thaten prahlen; aber das kann ich sagen, daß ich mich nicht scheue, ganz allein auch durch den dicksten Wald zu gehen, und daß es bisher weder Wolf, noch Bär, noch Räuber gewagt hat, mich anzugreifen.“

Becker konnte, nach den Erfahrungen, die er so eben gemacht hatte, an seinem Muthe und an seiner Mannhaftigkeit nicht zweifeln, und versprach ihm, den Ruhm derselben auch in andern Ländern, in die er kommen werde, auszubreiten. Der Schulze lächelte; — daß seine Frau und seine Töchter schon nickten, und daß Beckern gleichfalls die Augen zufielen, so überließ er dem Gaste sein Bette, fütterte den Herkules, den er den gehabten Schrecken schon ganz verziehen hatte, und retirirte sich mit den Seinigen in ein anderes kleines Zimmer.

Den folgenden Tag wollte ihm Becker einen Thaler beim Abschied in die Hand drücken, aber der Schulze wollte durchaus nichts vom Gelde wissen. Er begleitete ihn noch eine Strecke Weges, und nahm freundschäftlich von ihm Abschied.

III.

Herrmann und Therese.

Herrmann und Therese.

Therese, das schönste Fräulein eines der ältesten adelichen Häuser in Chursachsen, einst der Liebling ihres Vaters, dessen von keiner Abkunft erschütterlichen, durch das Alter wie seine Ahnen bewiesenen und ehrwürdig gemachten Grundsätze von Religion sie mit seinen Schlössern geerbt hatte. — Therese liebte. Wer sie sah, dem hatte man nicht nöthig dieß zu sagen; denn ihr ganzes Wesen war Liebe. Zu jeder andern Zeit, ein Lustrum früher oder später, würde zweifelsohne die Liebe sie und den von ihr geliebten Jüngling glücklich gemacht haben; denn auch ihr Herz war im moralischen Sinn eben so schön wie ihr schöner Körper. Aber zum Unglück liebte sie just um jene traurige Zeit, da die Religion, die doch ei-

gentlich die Menschen sämmtlich auf einen Punkt unzertrennlich vereinigen sollte, sie mit einer Wuth trennte, der alle andere Bande der Natur nicht fest genug waren. Ihr Geliebter war ein Lutheraner, — das war genug, ihr Herz eben so mächtig von ihm zu entfernen, als es sich ihm durch die Liebe genähert hatte. Sie liebte ihn wirklich so feurig, als vielleicht jemahl ein Mädchen geliebt hat, und jetzt keins mehr liebt; aber ihre Grundsätze hielten der feurigsten Liebe die Wage. Man sah sie unaussprechlich unter diesem Kampfe leiden — wer die Liebe kannte, folglich ein menschliches Herz hatte, der mußte sie bedauren; denn dieses waren leider zwei Extreme, von denen jedes brechen muß, wenn es dem andern entgegen gebogen werden soll, und mit diesem Bruche bricht auch das Herz oder der Verstand. Einige aus der Familie suchten, gegen ihr Interesse, da sie die letzte Erbin ihres Hauses war, ihre Grundsätze zu bestreiten, und sie den Wünschen des guten gefühlvollen Herzens geneigter zu machen; wiewohl es auch nicht an Andern fehlen mogte, die ihr, aus eben diesem Grunde, den Fluch ihres Va-

ters täglich ins Ohr donnerten, und vielleicht oft auf dem besten Wege das Herz wieder zurückschreckten. —

Gram lag auf ihrer Stirne, und unter den zerstöhrten Blüthen ihrer Wangen schlich sich die Farbe des Grabes hervor — hohl und dumpf klangen ihre Seufzer, wie der Westwind unter Todtenknochen, und ihr Auge rollte Verzweiflung; aber — so ringt Tugend und Laster, Leben und Todt! — es blieb dabei: sie konnte sich nicht entschließen, dem Manne die Hand zu geben, der ihr Herz bereits hatte, bis er der Religion, die er erst seit einigen Monaten anerkannt, wieder entsagt.

Herrmann — so hieß ihr Geliebter — Hermann war zu fest, als daß er das, was er einmahl anerkannt, allen Schätzen der Welt, auch nicht der Liebe des schönsten Mädchens, hätte aufopfern können; und so blieb es unter ihnen bei der traurigen Mixtur von Liebe und Abscheu, von Freude und Schmerz, von Liebe und Elend. Oft lag Therese stundenlang im süßesten Entzücken, wie es schien in der glücklichsten Vergessenheit ihrer selbst, in seinen Armen, und die

allmächtige Liebe schien gesiegt zu haben; aber auf einmahl fuhr sie dann erschrocken auf, schlug zitternd ein Kreuz vor ihrer Brust, und betrachtete den Gegenstand ihres Entzückens mit unüberwindlichem Abscheu. Man denke und fühle, was beider Herzen dabei litten! — und in diesem schrecklichen Zustande, da sie sich selbst Himmel und Hölle waren, marterten sie sich eine lange Zeit hin.

Am 8ten Julius 1546. ließ der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen ein Aufgeboth an seine Vasallen ergehen: daß sie mit denen, ihnen zugetheilten Pferden zu Felde erscheinen sollten, indem der Kaiser die schmalkaldischen Bundesverwandten auf dem Reichstage zu Regensburg, auf dem sie nicht erschienen waren, für Kirchenräuber und Rebellen erklärt, und festgesetzt hatte, sie nun mit Gewalt in die Schranken des Gehorsams zurück zu bringen. — Herrmann konnte diesem Rufe, dem Rufe der Ehre und der Pflicht, nicht widerstehen, umarmte seine todtenbleiche Therese, schwur ihr noch einmahl ewige Liebe, und — war einer der ersten von den getreuen Vasallen des edlen

Johann Friedrich, der mit seinen Kriegsknechten im Felde stand.

Das Entschuldigunsschreiben, die den 15ten erfolgte gänzliche Absagung der schmalkaldischen Bundesverwandten, die statt der Rückantwort vom Kaiser, erfolgte Reichsacht, und wie der Herzog Moritz von Sachsen die Vollstreckung gegen seinen Vettern, den Kurfürst, überkommen — Dinge um die sich sonst ein Mädchen nicht sonderlich zu kümmern pflegt, waren eben so viele Donnerschläge in das Herz der armen Therese, die alles auf ihre Liebe und ihren Herrmann reduzirte.

Muthig und unerschrocken focht indessen Herrmann unter Scherteln von Burtenbach um die Gegenden der Donau, half Rains wegnehmen, Augsburg retten, und unter diesem kühnen und erfahrnen Feldherrn so manchen verwegenen Streich ausführen. — Zwar zogen sich oft seine dunkeln Augenbraunen mehr als sonst zusammen, furchtbar schwoll oft der melancholische Zug auf seiner offnen Stirn an, und Wolken, finstre Wolken, flogen darüber hin, daß er tiefer als gewöhnlich seinen Hut in die Augen drück-

te, damit es seine Kameraden nicht bemerken möchten, und seine Blicke drohten den goldenen Sattelknopf zu schmelzen; aber noch hatte kein sterblich Ohr von ihm einen Seufzer, vielweniger eine Klage gehört.

Immer bothen die verbündeten Fürsten dem Kaiser die offene Stirn zur Schlacht, nur angreifen wollten sie nicht, um nicht den Nahmen zu verdienen, mit denen man ihre großen Herzen bereits gebrandmarkt hatte; aber dieser zaudernde Fabius, wie ihn Schertel nennt, war zu fein, als daß er sich aus seinem Vortheil hätte begeben sollen. Den ganzen Feldzug über hatte er es so gehalten: daß er bei jedesmahliger Veränderung seines Lagers eine solche Stellung genommen, wo ihm ohne augenscheinlichen Nachtheil nicht beizukommen war. Es blieb also bei täglichen kleinen Gefechten, die bald zu des einem, bald zu des andern Vortheil ausschlugen, im ganzen aber nichts entschieden. — Die Kaiserlichen litten viel, theils durch Krankheiten, theils durch den Mangel an allen Bedürfnissen, da hingegen die Truppen der Verbündeten sich ausserordentlich wohl befanden, und es würde jetzt al-

lerdings was Entscheidendes haben unternommen werden können, wenn es — nicht soviel Köpfe soviel Sinne gegeben hätte.

Der Herzog Moritz von Sachsen zog jetzt den Kaiser und sein Heer aus aller Verlegenheit, denn er schritt nun wirklich endlich zu der ihm übertragenen Hilfsvollstreckung gegen seinen Vetter, den Kurfürsten, und seiner Lande. Nicht etwann durch einen plötzlichen Uiberfall— nein! daß dieser würdige Enkel Albrechts des Beherzten mit der möglichsten Schonung in dieser odiösen Sache zu Werke gegangen; denn er ließ es, da er dem Dringen von kaiserlicher Seite der Klugheit gemäß nicht mehr länger wiederstehen konnte, seinem Vetter sowohl als seinem Schwiegervater, dem Landgrafen von Hessen, im Lager bei Giengen bekannt machen; dann erst rückte er in die Länder seines geächteten Vetters ein, und in kurzer Zeit waren sie sämmtlich, bis auf die Städte Wittenberg und Gotha in seinen Händen.

Therese, unter den Damens jener Zeit, gewiß nach der Kurfürstin, eine der wärmsten Theilnehmerinnen an diesen Vorfällen, freute sich und — zitterte; sie freute sich,

daß die Sache ihrer Religionspartheì einen so gut n Fortgang zu haben schien, und zitterte, daß die Parthei ihres Herrmann zu sehr in die Enge getrieben wurde; denn in ihrem Herzen war es beschlossen, und sie hatte sich so bereits gegen ihre Freundinnen und Freunde erklärt: daß auf dem Ausgange dieses Kriegs auch der Ausgang ihrer Liebe beruhen solle. Nämlich: siegte der Kaiser, so sollte sie nichts in der Welt dazu vermögen, ihrem Herrmann die Hand zu geben, und wenn ihr Herz darüber verbluten sollte, da sie es für einen besondern Wink des Himmels von seinem besondern Wohlgefallen an dieser Religionspartheì ansehen müsse; siegten aber die Verbündeten, so wolle sie aus eben diesem Grunde sich Gewalt anthun, und ihrem Herzen folgen. So weiß oft ein schwärmerisches Mädchen nicht, was es wünscht, und was es will!

Indeß gab es bald in ihrem System eine gar merkliche Veränderung. Sie zitterte bald für dem, worüber sie sich vor kurzem gefreut hatte, und freute sich bald für das, worüber sie noch vor kurzem gezittert hatte; denn im Lager vor Giengen entstand

nicht nur einiges Mißverständniß unter den Verbündeten, wegen Ausgleichung der Kriegskosten, deren größte Last bisher auf den Herzog von Würtenberg gefallen war, sondern der Kurfürst fand es doch auch, auf eingezogene Nachrichten von dem, was in Sachsen vorgieng, äußerst nöthig und billig seinem eigenen gedrückten Lande zu Hilfe zu eilen, und brach dahin auf. Dieses war das Ende des berühmten schmalkaldischen Bundes! —

Am 26ten Dezember war er bereits in Thüringen, und ließ Heldrungen berennen, gieng dann Schritt vor Schritt durch das zitternde Sachsenland hin, und nahm, was er in der Geschwindigkeit und bei so unbequemer Jahrszeit konnte, von seinen eigenen und des Königs Ferdinands, und des Herzog Moritzens Länder wieder weg. Der Kaiser schickte den Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit seiner sämtlichen Mannschaft zu Roß und zu Fuße dem Herzog Moritz zu Hilfe; diesen überfiel Johann Friedrich in Rochlitz, wo er bei der Herzogin Elisabeth (der Wittwe des Herzogs Georg, und Tochter des Landgrafens Wilhelm des Mittern

von Hessen) sich unter des Fastnachts Lustbarkeiten divertirte, bekam ihn mit seinem sämtlichen Volke, was nicht niedergehauen wurde, oder auf der Flucht in der Mulde ertrank, gefangen, und schickte ihn nach Gotha. — Der König Ferdinand und der Herzog Moritz hielten sich indessen ganz ruhig in Dresden, denn sie waren dem Strome des Vordringenden nicht gewachsen, und hatten volle Arbeit mit den böhmischen Ständen, die jetzt mehr als jemahls auf die Seite der Protestanten geneigt waren. — Hätte sich jetzt Johann Friedrich nicht durch Detechements nach Niedersachsen und an die böhmische Gränze geschwächt, jetzt hätte er Trotz biethen können! denn alles zitterte für ihn, und das Glück schien gänzlich auf seiner Seite. Die glücklichsten Augenblicke sind die gefährlichsten! — Seine Feinde faßten aus diesen Umständen ein gutes Omen, gewannen Zeit, und damit war alles gewonnen. Im Anfang des April 1547. traf der Kaiser mit einer verstärkten und ausgeruhten Macht bei Eger ein, wo am sechsten der König Ferdinand und die Herzoge Moritz und August von Sachsen zu ihm stie-

ßen, und nun gieng es geradeswegs auf den von allen Seiten verlassenen und geschwächten Kurfürsten los.

Um eben diese Zeit war es, daß Therese das erstemahl das Bette wieder verlassen konnte, auf das sie die heftigen abwechselnden Leidenschaften, unter einem hitzigen Fieber, hingestreckt hatten. Die schmeichelnden Strahlen der wohlthätigen Frühlingssonne lockten sie in den Garten; — sonst würden die ersten Blüthenknospen der jungen Natur ihr Herz mit den süßesten Gefühlen erfüllt haben, jetzt machte dieser Anblick sie traurig und erfüllte ihr Herz und ihre schönen Augen mit Wehmuth; denn sie fühlte leider, daß ihre Blüthe schon mit dem achtzehnten Jahre zu welken anfing. Von ihrem Mädchen unterstützt durchstrich sie indeß einen guten Theil dieser schönen Gegenden, wo ihr jeder Hügel, jeder Bach, jedes Büschchen und jedes Bäumchen, durch ihre erste Jugendspiele und durch ihren Herrmann unendlich und merkwürdig geworden war. — Dort hatte sie ihn das erstemahl gesehen, wie er seinen Gaul auf der Wiese getummelt, weil er sich für dem neuen Brückchen gescheut; o!

wie hatte damahls ihr das Herz schon so ängstlich geklopft, als der wilde Gaul mit ihm durchgehen wollte, gerade nach den Steinbrüchen hin! — und als er ihn dann gezwungen hatte, ruhig lächelnd zu ihr heran geritten kam und sie bath: „schönes Mädchen! gib mir was zu verbinden; ich habe mich dort an den Sträuchen in die Hand gerissen!“ — Wie war ihr da so wohl und so weh ums Herz gewesen! — Ihr Herz schämte sich seiner ersten süßen Gefühle! — sie erschrack; denn ihre Hand zitterte, da sie ihm den zerrissenen Schleyer um die seinige wand. Und als er dann dankte und langsam fortritte — da stand sie, wie eingewurzelt! — es war ihr, als wenn sie sagen müßte: „bleib!“ — und doch konnte sie es nicht aussprechen. Er sah sich zwei, dreimahl um, und sie stand noch; er mißhandelte sein Pferd, daß es noch einmahl wild werden und er dadurch Gelegenheit bekommen mögte, länger hier zu bleiben; aber es war jetzt, zu seinem größten Verdruß, äußerst geduldig, und ließ sich alles gefallen, und — so mußte er fort.

Dort, unter jenem Baume, hatte er

ihr Liebe geschworen. Er zog ihren mit seinem Blute gefärbten Schleyer aus seinem Busen — das überraschte sie! Sie küßte die bleichrothen Flecken darauf, wischte sich die Thränen der Liebe damit von ihren schönen Augen, und fiel ihm um den Hals. — O! was waren das für Erinnerungen! — Zitternd sank sie am Arme ihres Mädchen unter diesem geliebten Baume auf den kleinen Rasenhügel hin, und verhüllte ihr Gesicht. Das gute Mädchen war ängstlich, weil sie glaubte, es sey ihrer Gebietherinn etwas zugestoßen, daß es eine Wirkung der Erinnerung seyn könne, ahndete ihr nicht (denn derlei Mädchen hatten damahls noch nicht eben Gelegenheit, so feine taktische Erfahrungen und Kenntnisse von der Liebe und ihren Wirkungen zu erlangen, wie jetzt) und sie drang in sie aufs Schloß zurückzukehren. „O, nein! rief Therese mit zitternder Stimme; gute Sophie, mir ist wohl! aber mein Herz klopft so laut, so ängstlich!“ —

Sophie. (Unschuldig) Ihr seyd zu stark gegangen, liebstes Fräulein! und die Kräfte fehlen noch.

Therese. (Lächelnd) Glückliche Unschuld! daß du mich nicht verstehst. Hast du mich nicht einst oft mit meinem Herrmann unter eben diesem Baume gefunden?"

Sophie. Das hab' ich! aber mich däucht, damahls zitterten euch nicht alle Glieder so.

Therese. Doch, Sophie, doch! — wenigstens das Herz. (Auf ihre Achsel gelehnt, in süße Erinnerung verloren) Sieh doch wie seine Mutter *) den Stundenzeiger am Thurme so schön hat anmahlen lassen! — man kann es wirklich mit bloßen Augen erkennen.

Sophie. (Lachend) Ich glaube, sie hat's blos darum gethan, daß er die Zeit weiß, wenn er hier bei euch ist.

Therese. Pfui! muß er die Liebe nach Stunden abmessen? — (Pause) Ob er da seyn muß?

Sophie. Ich habe noch nichts davon gehört.

---

*) Herrmanns Mutter hatte dieses Guth erst seit einem Jahre gekauft. Es lag kaum fünf Hundert Schritte von Theresens Schlosse. —

Therese. Gehört? — Aber wie ich auch so einfältig fragen kann! — O, wie wär das traurig, wenn ich eher hören müßte, daß er da wär, als ich ihn selbst gesehen hätt'! — (Sie verbarg mit einem tiefen Seufer an Sophiens Busen ihr Gesicht.) Lange lagen sie so; Sophie mit der redlichsten Angst über ihre Gebietherin hingebeugt, und Therese schwer athmend unter den süssen Schmerzen der Liebe. Plötzlich that Sophie einen lauten Schrey; Therese fuhr auf, und — Herrmann lag in ihren Armen.

Der Glaube lag betäubt von den Gefühlen des Herzens; Alles was Sinn hieß, hatte sein Fest. Theresens Freudenthränen zogen tiefe Furchen auf Herrmanns blankem Kürriß. — „Hat dein Herz die unserer Liebe so feindseligen Grillen überwunden? — Therese! rief er; oder muß ich mich immer noch hoffnungslos unter die Feinde werfen, und den Tod suchen!“ — Therese sah ihn mit einem Blick voll Schmerz und Zärtlichkeit an, ihr Busen wogte hoch empor, und Thränen perlten zitternd auf ihn herab. — „Meine Minuten sind jetzt

theuer, liebe Therese! fuhr er fort; der Kaiser rückt an, und eine entscheidende Schlacht ist unvermeidlich. O, Therese! fecht' ich begeistert durch glückliche Liebe, oder — in Verzweiflung?“ — Zitternd warf sich ihm die arme schwärmerische Therese in den Arm, ihr brennender Athem trocknete die naßen Flecken ihrer Thränen auf seinen Wangen, und ihre blassen Lippen bebten lechzend an seinen: „Herrmann! rief sie mit gebrochener Stimme, mein Herrmann! o, ficht nur diese Schlacht noch, und dann — ists entschieden! — Ich will nicht mehr in dich dringen, denn ich weiß, daß du mich unaussprechlich liebst, und mir alles aufopfern würdest, nur deinen Glauben nicht; — Herrmann! nur diese Schlacht ficht noch! — Sagtest du nicht, sie müßte entscheiden? — (Feyerlich ihre Hand zum Himmel aufstreckend) Nun denn: wie der Himmel über euch und den Kaiser entscheidet, so entscheide er auch über unsere Liebe! — (mit starker Stimme) Sterben will ich — (an ihre Brust schlagend) an diesen unauslöschlichen Schmerzen, wenn ihr geschlagen werdet! — als Sieger (Ihn unter

ter

ter einem Strom von Thränen fest an ihr Herz drückend) bist du mein auf ewig!" —

Herrmann. (Sanft lächelnd) Therese, du bist ein hartes Mädchen! — Als ob die Wege des Himmels auf einer gewonnenen Schlacht beruhten, in der zuweilen die Fahrläßigkeit oder Untreue eines einzigen entscheiden kann — (sanft drohend) Therese! Therese! — Aber auch das sey! Wir sind ein kleines, aber ein muthiges Häuflein; sieh, und ich habe soviel Vertrauen, daß ich gleich sagen mögte, ich wollte nie wieder diese süßen Lippen meiner Therese berühren, wenn wir nicht durch diese Schlacht die Rechte der guten Sache krönten; aber — ich mag den Himmel nicht versuchen — er kann strafen! (sanft, indem er sie küßt) auch den gutherzigsten Frevler! —

(Pause)

Therese. (Zärtlich und mit einem sehnlichen Blicke zu ihm aufblickend) Vergib mir, guter Herrmann! — Ich bin ja ein Mädchen! —

Herrmann. O, wenn dirs der Himmel vergibt, daß du uns beiden die süße-

sten Gefühle der Natur so zur Hölle machst — ich habe nichts dagegen! denn ich denke: viel Leiden viel Freuden! — (Pause; er hält sie mit dem einen Arm umschlungen, und macht eine Bewegung aufzustehen) Komm, komm! — unter jenen Ahornbäumen erwartet uns meine Mutter; — dort will ich scheiden, um nicht den Schmerz des Abschieds von euch doppelt fühlen zu müssen.

Therese. (Traurig) O, Gott! so bald?

Herrmann. Jetzt hab' ich meinem Herzen eine prächtige Fete gegeben; nun ruft die Pflicht! — (Er blickt nach der Elbe hin, und springt schnell auf) Ha! — sieh, sieh! jenen Dampf! — da brennt wahrlich die Meisner Brücke schon! — Nun sind sie herüber. — (Therese erblaßt, und sinkt halb ohnmächtig in seinen Arm) Also wirklich da? — wirklich? — (Theresen fest an sein Herz drückend) Nun, Therese! so bleibts denn dabei: Diese Schlacht noch?

Therese. (Mit schwacher Stimme) Diese Schlacht noch! Herrmann. O! mein

Herz wird an zwei schrecklichen Wunden mit euch bluten — (die Hände ringend) Gott! und ich kann keinem von euch beiden Glück wünschen — für keins von beiden bethen! — Herrmann! (ihn fest umschlingend) Herrmann, das ist ein gräßliches Gefühl! —

Herrmann. (Mitleidig) Armes Mädchen; und du bist wahrlich unheilbar! da der beste berühmteste Medikus, die Liebe, sich an dir zum Stümper kurirt hat. —

Sie giengen Arm in Arm über die Wiesen hin, wo sie Herrmanns Mutter erwarteten, sprachen wenig, aber fühlten viel. Der Abschied war bitter, und doch ertrugen ihn Theresens schwache Lebensgeister; denn sie lag am Busen der mächtigsten Trösterinn, der Mutter ihres Geliebten. Als sie den Staub von seinen Pferden nicht mehr sehen konnten, kehrten sie traurig, wie Wittwe und Waise, zurück, und erwarteten, zitternd zwischen Furcht und Hoffnung das Ende dieses Ungewitters, das sich so fürchterlich hier zusammen zog.

Mit dem Anbruch des kommenden Morgens (den 23 April) zog das ganze Chur-

sächsische Heer an der Elbe hinunter gegen Mühlberg hin; es war keine Flucht, wie die Uebelgesinnten es schon ausbreiteten, daß sah man deutlich; denn der Tritt der Fußknechte war fest und regelmäßig, wie gewöhnlich, und die Reiter sangen, zum Brausen und Wiehern ihrer Pferde, fröhlich ihr Liedchen. Dennoch klopfte Theresens Herz ängstlich und immer ängstlicher, ob sie gleich noch nicht mit sich einig war, wem sie Flucht und wenn sie Sieg wünschen sollte. — Der folgende Tag, als der 24ste, war ein Tag des allgemeinen Schreckens, besonders für die unglückliche Therese. Vom frühen Morgen an hörte man das gräßlichste Geschieß, sah die ganze Gegend längst der Elbe hinunter mit Dampf und Staub überzogen — eine Schreckenpost jagte die andern — bald sollten die Sachsen gesiegt haben, bald die Kaiserlichen — über beide Nachrichten freute sich Therese, und beide stießen Dolche in ihr Herz.

In dieser traurigen Ungewißheit hatte sie, unter dem fürchterlichsten Kampfe der beiden grimmigsten Leidenschaften, den ganzen Tag hingebracht; ihre Augen waren

trocken, ihre Blicke starr, ihr Odem brennend und schwer, ihre Pulse stockend, ihre Kräfte gänzlich erschöpft, und sie versank mit der Sonnen Untergang in ein glückliches Unbewußtseyn. Ich sage: in ein glückliches; denn eben bestätigte sich die Nachricht, daß das sächsische Heer geschlagen und der brave Kurfürst gefangen sey. Endlich zwar mußte sie es doch erfahren; aber Augenblicke, die solche Nachrichten verzögern, kann man immer glücklich nennen, so zweifelhaft sie auch übrigens sind, denn diese kann man nicht spät genug erfahren. Auch gewannen ja ihre Freunde dadurch Zeit ihre Veranstaltungen zu treffen, daß, und wie es die arme Leidende nach und nach erfahren sollte, damit ihr wenigstens nicht im ersten Anfalle die Verzweiflung das Herz breche, wenn sie auch nicht hoffen konnten, den langsamen Gram zu überwinden, der schon Besitz davon genommen hatte; und das war bei solch einem Verluste doch alles mögliche gewonnen.

Der Medikus tröstete die Traurenden mit der Hoffnung, daß die Natur unter diesem fürchterlichen Schlafe der armenThere-

se vielleicht eine gute Crisin machen werde, versicherte, daß bis dahin alle seine Kunst nicht nur unnütz, sondern sogar angewendet seyn würde, und man gieng schlafen; denn in drei Nächten hatte nun Niemand ein Auge geschlossen. Ihre getreue Sophie allein blieb in einem Armstuhl neben dem Bette sitzen, und bethete in der Angst Ave und Salve regina, Credo, requiescat und miserere mei untereinander, aber der Schlaf, dieser beste Freund und Tröster der Unglücklichen, hatte bald auch sie übermannt, und nur das Knospern der glücklichen Hausmaus unterbrach die Todenstille. Gegen drei Uhr nach Mitternacht erwachte Therese. Ihre Lebensgeister hatten neue Kräfte zu neuen Leiden gesammelt; ihr Herz fieng wieder an zu klopfen, zu fühlen, und so fieng es auch schon wieder an zu leiden, denn ihr erster Gedanke nach dieser Bewußtlosigkeit war wieder ihr Herrman, seine Religion, und die Schlacht, — ihr erstes Gefühl ihre Liebe. Die schauerliche Stille um sie her war ihrer Melancholie willkommen, aber ängstigte ihr unruhiges Herz. „Ist alles ausgestorben? dachte sie, und du allein noch

übrig, um allein zu beweinen ohne beweint zu werden? — desto besser! — Jetzt bemerkte sie erst ihr schlafendes Mädchen im Armstuhle. Gute Leidende beneiden diese Glückliche nicht, sondern freuen sich über ihre wohlthätige Ruhe; — solch einen frohen glückwünschenden Blick warf Therese auf ihre ruhig schlummernde Sophie. Der eben aufsteigende Mond blickte so sanft durch ihre Fenster, es war ihr so ängstlich und wohl, — sie fühlte eine seltsame Kraft, — warf ein leichtes Nachtgewand über, und schlich hinaus auf den Balkon, wo sie in die Gegend nach der Elbe hin sehen konnte.

Tiefe, grauenvolle Stille lag auf der Natur ringsumher, die in dieser herrlichen Mondnacht von dem fürchterlichen Tage auszuruhen schien — die ganze Natur schien ausgestorben — ein großes schönes Grab! — Theresen grauste; sie dachte an ihren Herrmann, und ihr Herz zitterte, ungewiß über sein Schicksal und das ihrige, wenn sie so mit mattem Blick in dieses große Grab hinein sah. Versunken in ihre Leiden lehnte sie wie ein Nachtgespenst am steinernen Herkules, der das Gesimse trug, und sah in ihre

Tiefen hinab, ob sie deren ein Ende fände — umsonst! Auf einmahl hörte sie ein leises Winseln an der Gartenthür, und ein eiskalter Schauer überlief sie. Das Winseln dauerte abgebrochen fort, und ihr Blut wollte anfangen zu erstarren: denn es däuchte ihr das Winseln eines Sterbenden, und unter jedem Sterbenden dachte sie sich natürlicherweise jetzt ihren Herrmann. Aber es fiel ihr ein — was doch alles dem Menschen einfallen kann, um seinem Herzen, das so geneigt ist zu hoffen, damit zu schmeicheln! — es fiel ihr ein, daß man ihr gestern gesagt, ihr Windspielchen habe sich verlaufen — o! dachte sie, das ist's; es hat sich wieder hergefunden, und seufzt nach seinem Polster und nach mir! — Sie war schon im Begriffe ihre Sophie oder sonst jemanden zu wecken, um ihm die Thür öffnen zu lassen; aber — „die Glücklichen schlafen so sanft und so wohl, nach zwei um deinetwillen unruhig durchwachten Nächten — es wird dir nichts schaden, wenn du selbst gehst!“ — So dachte das edle Mädchen, und schlich sich mit zitternden Knieen durch eine Seitenthür hinunter. Schon rufte sie mit sanfter Stimme

die getreue Diana bei Nahmen; ehe sie noch die Thür öffnete, freute sie sich schon; — — denn dem Unglücklichen ist alles, was nicht Unglück ist, Freude: — wie sie gesprungen kommen, und ihr fröhlich die Hand küssen würde. — Sie öffnete leise die Thür; aber keine fröhliche Diana kam gesprungen. — Aha! dachte sie, sie fürchtet sich für der Strafe; denn sie weiß nicht, daß ich jetzt auf nichts weniger als aufs Strafen eingerichtet bin! — Sie sah zur Thür hinaus — o Gott! — da lag ein Mensch an den Stufen niedergesunken, und neben ihm ein todtes Pferd. — „Therese!“ rief eine schwache Stimme. — Gott! es war die Stimme ihres Herrmanns. Ein lauter Schrey, — und sie lag in Verzweiflung neben ihm hingestreckt. Er machte eine krampfige Bewegung mit den Armen, sie zu umfassen; aber er vermocht's nicht. Er war wie im Blute gebadet — noch frisch quoll es Stromweise unter'm Küraß hervor — und ihre wüthenden Küsse nur belebten den Tod noch auf seinen blassen erstarrten Lippen. „O, Therese! Therese!“ rief er mit gebrochener Stimme; „ich focht in Verzweiflung gegen das

Schicksal und die Macht der Kaiserlichen, noch als schon alles verloren war, weil nur der Sieger auf ewig dein seyn sollte. Unter den Todten lag ich bis gegen Mitternacht; da erwacht' ich, und mein letzter Wunsch war: in deinen Armen zu sterben. Ich kroch unter röchelnden Freunden und Feinden nach dem Walde hin; und da fand ich ein verwundetes Pferd — das mußte mir zu meinem letzten Glück seine letzte Kraft borgen. Eine Stunde wohl marterte ich mich, ehe ich in den Sattel kam; aber der Gaul hat ehrlich ausgehalten. Hier liegt er — todt! — ich hatte die Kraft nicht zu klopfen oder zu rufen. — (Pause; nur Theresens schwere Odemzüge unterbrechen die fürchterliche Stille) — Therese! dort, wo wir unsern Gott alle einstimmig anbethen — wo nichts mehr die Herzen der Menschen und ihr Glück trennt — Therese — dort sehen wir uns wieder! — (mit einer krampfigen Bewegung der Hand) Jetzt — drücke mir die — Augen — zu!“ — Therese hielt ihn fest umschlungen; jetzt fühlte sie seine Konvulsionen und wollte nach Hilfe schreyen — ihre Lippen bewegten sich, aber ihre Sprach-

organe vermochten keine Stimme hervorzubringen. Verlassen konnte sie ihn nicht. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, und immer dunkler; Kälte des Todes durchdrang ihre Gebeine, und sie sank entkräftet, ihn fest umschlungen, mit ihm hin.

Als der Morgen anbrach, wollte man auf dem Schlosse nach der armen Therese sehen; noch schlief ihre Sophie fest und ruhig, aber das Bett war leer. Man denke den Schrecken! — Die Thür nach dem Balkon stand offen; alles stürzte dahin, denn man glaubte, die Unglückliche habe sich in der Raserei und Verzweiflung davon hinab in den Kanal gestürzt. Die gute Sophie war untröstlich, daß auch sie sich vom Schlafe überraschen lassen. Der ganze Kanal wurde untersucht; aber man fand sie nicht. — Das Geschrey des Gärtners rief endlich die Suchenden in den Garten — da lag sie, und hielt ihren blutenden Herrmann in den Armen. Beide schienen todt; aber Herrmann allein war es — kalt und starr. Theresens Augen waren gebrochen; aber ihre Pulse gieng schwach. In der Angst hatte

sie ihm doch den Küraß aufgeschnallt, die Kleider weggerissen, und hielt ihre rechte Hand so fest auf die noch frisch blutende Wunde in seiner linken Seite, daß man sie mit Gewalt wegreissen mußte. Man brachte sie aufs Schloß — der Medikus untersuchte die Wunden des Herrmann — es war keine Rettung. Therese wüthete in der fürchterlichsten Raserey gegen sich selbst, daß er, um Ihrer willen, in Verzweiflung gegen das Schicksal und die Uiberlegenheit der Feinde gefochten, und folgte ihm bald. — Beide umschließt ein Grab. — Auf ihrem Denkmahl steht die Religion; vor ihr kniet flehend die Liebe. Ein Genius zeigt lächelnd auf ein offnes mit Rosen begränztes Grab, über dem die Worte zu lesen sind: „die Freistatt der Liebe.“ Ein Medaillon mit ihren Brustbildern hängt darüber.

Jenseit des Grabes wurden sie gekrö-
net,
Dort ihre Liebe wieder ausgesöhnet.
Oft schweben sie in feierlichen Stunden
Hin durch den wild verwachsnen Tannenhain,
Sie küssen wechselsweis im Mondenschein
Sich liebevoll die Todeswunden.
Manch Kind sieht sie auf Mondesstrahlen
schweben,
Und fühlt ein leises schauerliches Beben:
O Mutter! ruft es aus, im blassen Schein
Durchfahren Geister izt den Hain. —
Die Mutter spricht: sey ruhig Kind,
In Silberpappeln wühlt der Abendwind.

Cramer, Carl Gottlob,

Schattenspiele

Bd.: [1]

Leipzig (1801)

P.o.germ. 250 fg-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107078-8